

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

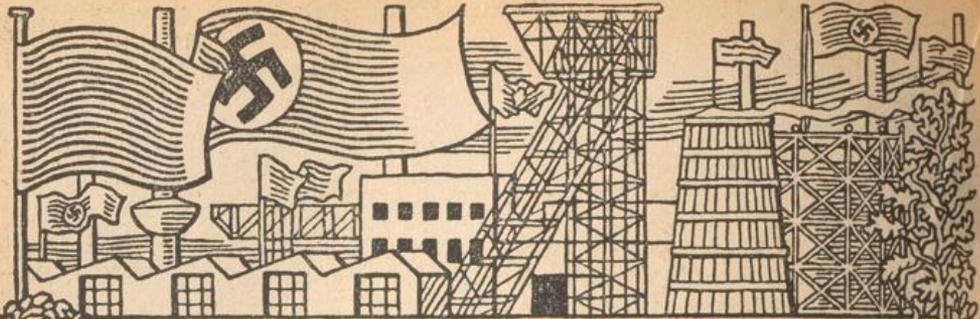
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62031



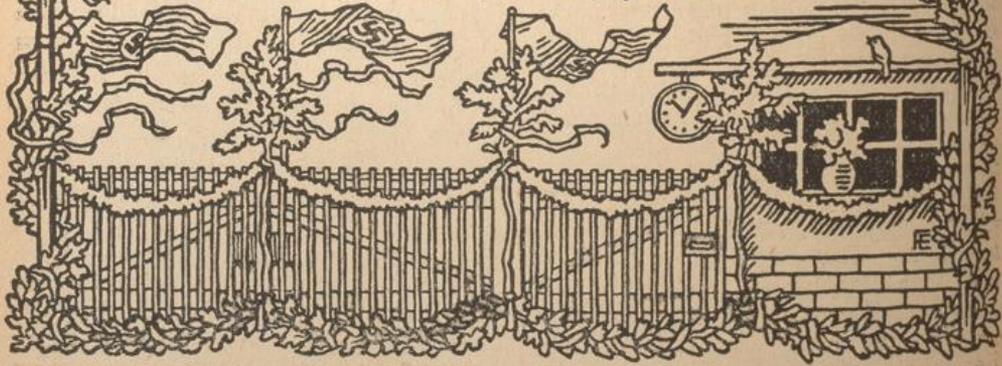
WERK AM ERSTEN MAI

Walter Dacht

Wo gestern noch Bedränge war am Tore,
steh'n heute grüne Mai'n am Pförtnerhaus,
verlassen sind die Tische im Kontore,
Im blanken Werkstattfenster blüht ein Strauß.

Auf weiten Höfen liegt ein Seierfriede,
Maschinen schweigen reihelang im Saal,
Es ruh'n die Hämmer aus vom Alltagsliede,
die helle Sonne blinkt auf grauem Stahl.

Aus hoher Esse schwelen leichte Feuer,
die Riemen hängen stumm am stillen Rad,
Ein bunter Stieglitz pfeift auf dem Gemäuer...
Und Hitlerfahnen rufen auf zur Tat.



Wie gruselt's mir

Von Agnes Miegel



eder weiß, daß die Welt voller Gefahren ist, am besten freilich wissen es die, die hinterm Ofen sitzen und Zeit haben, dartüber nachzudenken, um denen, die sich draußen umtun, bei ihrer Heimkehr warnend davon zu erzählen. Da muß man sich selbst wundern, wie man bisher vor all diesem so wunderbar bewahrt blieb, was einen auf Reisen alltäglich bedroht, als da sind: fallende Dachziegel, wilde Wolfsrudel und glühende Meteore! Von dem andern, Unirdischen, wovon man nur im Flüsterton spricht, ganz zu schweigen.

Aber man muß sich auch in Acht nehmen vor diesen Gefahren! Ja nicht in ein fremdes Haus gehen, wo der Alf, der feurige Drache, als glühende Wolke überm Schornstein wabert. Nicht dem Hausherrn dort die Hand reichen, wie freundlich er auch tut. Ein Händedruck — und schwupp, er ist befreit von dem bösen Gläubiger und man selbst hat ihn auf sich, der für die Geldgier seines Opfers die Seele verlangt. Was hilft's, dagegen zu sagen, daß der Alf nur den reiten kann, in dessen Herz sie schon längst lauert, daß man noch andern Gefahren, wie dieser begegnen könnte! Schon im voraus verzichtete ich gern auf alle Sternentrönschen und Rubinringlein der Hausünke. Nie verlockte sie mich oder eine der ihren zum Schätzegrab. Was da glatt und feucht im Dunkeln sich ringelt, flöhte mir von je mehr Grauen ein, als alle Schätze es je beschwichtigen könnten. Wie man einem echten, rechten Gespenst begegnet, das wissen wir alle schon aus dem Märchenbuch, es gehören dazu bloß Mut und eine Hobelbank. Aber selbst das tapfere Hänschen rief unter dem Eimer mit Gründlingen aus: „Wie gruselt's mir, wie gruselt's mir!“ Und es hat jeder von uns tief in seinem

Innern eine Stelle, wo es noch ähnlich wispert, wenn das Grauen mit grimmer Drachenschmauze nach ihm faucht.

Es war in einem Frühling, daß ich mit meiner Hausgenossin in eine der aller-schönsten Gebirgsgegenden kam. Da zeigte es sich, daß gerade hier eins der ältesten Gruselgeschöpfe sein Wesen trieb: der Tachelwurm! Er war uns schon ein paarmal auf Reisen begegnet, aber immer ganz harmlos, verborgen in alten Bergnamen, oder grünblau und schuppig auf alten Wirtshauschildern und einmal sogar auf einem Marterl. Aber so traurig die Geschichte des ehrsamem Jünglings war, der an jener Stelle von dem aus einer Felspalte mit atemraubendem Gestank hervortauchenden Ungeheuer angesprungen und zu Tode gebracht wurde, es war zwei Jahrhunderte her, und man weiß ja, daß es damals noch richtige Drachen gegeben hat.

Aber der Tachelwurm in jener Gegend hatte ganz andere Angewohnheiten. Er bevorzugte Bachbrüden als Höhle, glitt in der Schummerstunde aus feuchten Gräben, wälzte sich im Gras, bannte mit schwarzem Blick und klappte dem vor Schreck gelähmten Menschen mit seiner ungefügen Tase eine herunter! Tödlich war das nicht, aber augenscheinlich gedächtniszersetzend, denn kein einziger konnte schildern, wie das Ungeheuer aussah und wie groß es war. Formlos, das war's, so sagten sie alle schwarz auf weiß in ihrer Heimatzeitung, denn keiner von ihnen allen stammte aus jenem Tal.

Wir hatten ihn längst vergessen, so schön war die Zeit, die wir dort verlebten. Jeden Morgen stellten wir wie Ferienkinder fest, daß immer noch die gleiche Herrlichkeit an Bergen und weiten Tälern vor uns lag, mit Rebenhängen und Kastanien, mit dunklen Holzhäusern, alles gewiegt von Morgenglocken und umschmettert von Finkenschlag. Wir

hatten Stadt und Dorf ergründet, hatten in dem für uns immer neuen Genuß zarter Frühgemüse geschwelgt, hatten weite Wanderungen auf sanft steigenden Felswegen gemacht und auf den Bergwiesen Blumen gefunden, deren Schönheit uns wie ein Wunder erschien. Primeln, gelb und rosa, große Anemonen und purpurne Knabenkräuter blühten hier überreich, jetzt, wo es in unserer Heimat im Nordosten unter dem blendend hellen Frühlingshimmel überall noch kahl war. Hier standen im Tal die Obstbäume weiß und rosig zwischen den Rebärten, die kleinen Bäche gurgelten rauschend talab, und in der Felschlucht hinter unserm Garten sang die Nachtigall.

Die Zeit flog, wie es bloß solche Ferientage tun, und es kam unser letzter Abend. Mit großen Sträußen waren wir heimgekehrt, da gewahrten wir in dem Strauß unserer Tischnachbarin ein paar noch nie gefundene Blumen. Kleine Schellenbäume schneeweiß, spitzadiger Glocken waren es, Milchsterne hießen sie und stammten vom Ufer eines kleinen Baches unten zwischen den Reben. Gleich stand es bei uns fest, daß wir diese Sterne noch in unserm Abschiedsstrauß haben mußten! Wir wurden gar nicht rasch genug mit der guten Mehlspeise fertig und eilten hinaus, denn hier sank die Dämmerung viel schneller herab, als bei uns im Norden.

Wir bogen von der Straße ab, umwanderten ein altes Gehöft mit dunklen Holzaltanen, wo alles schon schlief, und folgten dem rasch strömenden Bachlauf. Der Himmel stand über den blauen Bergen noch in blassem Gold, sah hell über

Zäune und Reben; aber hier war es doch fast dämmerig, und vom Wasser hauchte eifige Kühle. Nichts war mehr vom Dorf zu sehen, nichts mehr von dem Hof, ganz still war alles, nicht einmal ein Vogel rief. Hin und her schimmerten ungewiß die Kronen der Apfelbäume und wurden immer weißer, je dunkler die Bergwand dahinter stand. Es schien, als rücke sie immer näher, finster und fremd. Gern wären wir umgekehrt, waren aber zu sehr erfüllt von dem Verlangen, die seltenen Blumen zu finden, von denen hier und da, an der verwilderten Böschung, schon ein paar Glockenstäbe uns lodend entgegenkamen. Zu der Wasser- und Abendkühle in dem beklemmend engen Weg kam jetzt noch ein dumpfer Moderhauch. Vor uns hob sich das schwarze Tor einer hochgewölbten, alten Steinbrücke, dort, wo der kleine Bach in den stärker brausenden, breiten Mühlbach mündete. Und hier, dicht an einer alten Hecke schimmerte es weiß wie ein Beet, schwankend im Abendwind, Milchsterne bei Milchsterne. Schon bückten wir uns zum Pflücken. Da reckte es sich vor uns auf, deutlich sichtbar vor der letzten Abendhelle: über schwerfällig sich wälzendem, ungesüßtem Leib zwei drohend erhobene, scheußliche Pranken, — der Tadelwurm!

Dumpf gurgelte das Wasser, es glökte uns an aus dem modrigen Dunkel mit lähmendem Urmeltblid. Nichts war um uns als Einsamkeit und hereinbrechende Finsternis. Aber Gefahr bringt Mut! Wir wanderten durch die weißen Blumen auf das Ungeheuer zu, — da flog ein zerrissener Kartoffelsack ins Gras, es

Adolf Hitler. Rede am 20. III. 1934 in München.

Wer Neues aufbaut, der muß beseitigen, was schlecht ist und was reif ist, beseitigt zu werden. Das haben wir getan, und die Geschichte wird uns einst nicht den Vorwurf machen können, daß wir dabei blind gewütet haben.

gähnte behaglich, wie man's nach einem guten Schläfchen tut. Es wälzte sich uns entgegen, strampelte noch einmal mit den festen Beinen, an denen zwei ungleiche und viel zu große, sehr zerrissene Schnürschuhe klappten. Dann glitt es den Hang hinab und in das Dunkel des Brüdertobogens, so still und gewandt, wie das bloß ein Lindwurm vermag oder ein verstruwelter, fünfjähriger Bub!

Von allem Auslachen ist das beste, wenn man sich selber auslacht! Aber die

andern Milchsterne ließen wir doch stehn. Beinahe dankbar hörten wir den kleinen Ochsenwagen über die Brücke knarren und erwiderten fröhlich den freundlichen Gruß der alten Bauersleute darauf. Dann wanderten wir zum letztenmal dem Haus zu, dessen Fenster so warm und hell durch die blaue Dämmerung winkten, zu dem Garten, aus dem das Reden und Lachen der Gäste klang, und wo in der Felschlucht nun eben die Nachtigall zu schlagen begann.

Spione, Verräter, Saboteure

Ein nachdenkliches Kapitel. Von Hans Flügell

„Schach dem König“, sagte leise aber bestimmt der alte Lehrer Roland in die trauliche Stille des warmen Stübchens, in dem er mit seinem Freund Fritz Brandt beim abendlichen Schachspiel saß. Mit Ruhe und Überlegung läßt der so in die Enge getriebene Spielpartner seine Blicke über das Spielbrett wandern; rasch versucht er noch einen Gegenzug, aber bald belehrt ihn das kategorische „Schachmatt“ seines Gegenspielers, daß alles Wehren diesmal vergebens und er die Partie verloren hat.

Sinnend lehnt sich der alte Lehrer in seinen gemütlichen Sessel zurück; er hat für heute genug vom Spiel und möchte den Abend gerne mit einer kleinen Plauderstunde beschließen, wozu sein Besuch freudig seine Zustimmung gibt. Draußen stürmt und wettert es, ein garstig unfreundlicher Abend, so recht geeignet, in ernstem Gespräch ein Problem zu behandeln, das unsern alten, vom Leben oft erprobten Schulmeister schon seit Laaen beschäftigt. Hat er doch in letzter Zeit mehrfach in der Tageszeitung eine kurze erschütternde Meldung gelesen, die in dürren aber um so inhaltschwereren Worten davon kündete, daß der vom Volksgerichtshof wegen des Verbrechens des Landesverrats zum Tode verurteilte X . . . von D heute hingerichtet worden ist.

Das wollte ihm gar nicht so recht in seinen grauen Kopf, daß es heute, im Zeitalter des Rundfunks und des Fliegens, überhaupt noch etwas zu verraten



Sinnend lehnte sich der alte Lehrer in seinen Sessel zurück.

und vor allem, daß es noch Menschen gibt, die es über sich bringen, ihr glücklich dem Abgrund entrissenes und im stolzen Aufbau begriffenes Vaterland aus gemeinem Eigennutz um einen elenden Judaslohn zu verraten. Da er nun wußte, daß sein alter Freund als aktiver Jurist schon mehrfach mit Prozessen dieser Art zu tun hatte, so benutzte er die

Gelegenheit, das Problem Landesverrat einmal aufzurollen, um seinerseits auch einmal einen kurzen Einblick in die Praxis zu erhalten.

Fritz Brandt ließ sich auch nicht lange nötigen, denn ihm selbst lag viel daran, daß die Aufklärung über den Landesverrat in weiteste Kreise drang. Sorgsam schob er zunächst das Schachbrett zurück



Die ausländischen Agenten haben ihre Augen und Ohren überall.

und stellte einige Figuren zurecht, so, als wollte er einem Schachproblem zu Leibe. „Sehen Sie, lieber Freund, so wie der gewiegte Schachspieler langsam, ruhig und überlegen seine Figuren scharf berechnend zieht, so wie er einen genau ermögenden Schlachtplan aufbaut und seinen Gegner schließlich matt setzt, genau so macht es der ausländische Agent mit all den Menschen, die er als seine Figuren auf dem gefährlichen Schachbrett des Lebens einsetzt und sie dort zu Werkzeugen seines gefährlichen Willens und seiner dunklen Pläne werden läßt. Nur sehr wenige Menschen gibt es, die das Leben wie ein Schachspiel beherrschen und die mit Sicherheit Zug um Zug die menschlichen Figuren da einsetzen können, wo sie sie gerade gebrauchen, im Guten, wie im Bösen. — Im Bösen tun dies vor allem die Agenten des ausländischen Nachrichtendienstes, die diese Kunst oft virtuos beherrschen. Sie sehen ihre mensch-

lichen Figuren zielbewußt für eine verbrecherische Aufgabe ein und opfern sie bedenkenlos, wenn der wachsame Gegner das Spiel durchschaut hat. Ihr Spiel ist wohl das gefährlichste und für den Spieler das einsatzhöchste Schachspiel; denn hier geht es meist ums Leben.

Sie fragen, was denn eigentlich die ausländische Spionage will? Sie will vor allem den ehernen Panzer der Landesverteidigung, den sich Deutschland auf Befehl des Führers in opferreicher Arbeit geschmiedet hat, das heißt insbesondere die geheimzuhaltenden deutschen Wehrmittel, schon im Frieden in allen Einzelheiten auskundschaften. Gelingt dies dem ausländischen Nachrichtendienst in irgendeiner Form, dann wird für die Sicherheit von Volk und Reich oft schwerste Gefahr heraufbeschworen. Alles ist für den gegnerischen Spionagedienst interessant; nicht nur Gliederung, Ausbildung, Bewaffnung der Wehrmacht, sondern auch Befestigungsanlagen, Bauten, wehrwirtschaftliche Industriebetriebe, Vorräte für Heer und Volk, Lagerbestände, ebenso alle der Landes- und Volksverteidigung dienenden Verbände, kurzum alles, was irgendwie lebenswichtig und lebensnotwendig erscheint für des Volkes und des Reiches Sicherheit.

Wie die ausländischen Agenten eigentlich arbeiten, wollen Sie wissen?

Da kann man nur sagen: Mit allen erdenklichen Mitteln. Sie machen sich mündlich oder schriftlich an ihnen geeignet erscheinende Personen heran und suchen sie zum fluchwürdigsten aller Verbrechen, zum Verrat am eigenen Vaterland zu bewegen. In der Maske eines harmlosen Biedermannes oder auch eines sehr freigebigen Freundes suchen sie das Vertrauen ihres Opfers zu erschleichen, heucheln persönliche Anteilnahme und größte Sorge um das Wohl des Verführten und scheuen oft auch die niederträchtigsten Mittel nicht, um ihr Opfer ins Netz zu verstricken. Besonders oft treten sie an

Personen heran, die auf der Bahn des Lebens einmal gestrauchelt sind oder von denen sie wissen oder glauben, daß sie dem neuen Deutschland noch ablehnend gegenüberstehen und vielleicht zum Verrat bereit sind. Sie haben im ganzen Land Zuträger und Gewährsmänner; sie haben ihre Augen und Ohren überall, auf der Bahnfahrt, wenn unsere jungen Soldaten auf Heimaturlaub fahren und unbedacht mal ein bißchen aus der Schule plaudern; am Bierisch, wenn irgendein Geltungsbedürftiger mit seinen Kenntnissen prohen muß; auf der Straße, beim gewohnten Bummel, ja sogar am eigenen Familientisch, wo mancher glaubt, ein geheimes Wissen unbeforgt ausplaudern zu können, das dann ebenso unbedacht weitergetragen wird. Diese Agenten vertrauen eben meist auf zwei große deutsche Nationalfehler, die trotz der oft bitteren Kriegserfahrungen noch nicht ausgerottet sind: Schwachhaftigkeit und Leichtfertigkeit, d. h. grobe Fahrlässigkeit in Worten und Werken.

Hat der Agent dann ein willfähiges Opfer gefunden, das sich vielleicht in seelischer oder, was meist der Fall ist, in materieller Not befindet und keinen Ausweg mehr zu finden glaubt, dann zieht er das Netz erbarmungslos zu; nun erst setzt er den Menschen als Figur auf seinem Schachbrett an, und willenlos muß das Opfer nun die Züge tun, die er bestimmt. Da ist z. B. ein Befreiter durch Leichtfinn ein wenig auf die schiefe Ebene geraten; Angst und Scham hindern ihn daran, sich seinem Vorgesetzten zu offenbaren, der ihm bestimmt einen Ausweg gewußt hätte. Er ist verschuldet, ist vielleicht in den Händen von Wuchern und meist erstaunlich rasch in den Klauen ausländischer Agenten. Ist er ein Charakterlump, den nicht nur jugendlicher Leichtfinn aus der Bahn geworfen hat, dann ist wohl keine Rettung mehr; denn bald ist er ein nur allzu williges Werkzeug der gegnerischen Spionage, die ihn nun rücksichtslos erpreßt und ihm zum

Dank eine meist nur kümmerliche Entlohnung bietet, die ihn nie ganz oder überhaupt nicht aus seinen Schwierigkeiten herauskommen läßt. Und bäumt er sich in seinem letzten Rest von Ehrgefühl tatsächlich einmal auf, dann bewirkt die Drohung mit Anzeige bei seinem Truppenteil rasch, daß er sich weiter fügt, bis er nutzlos geworden ist oder der deutsche Gegenspieler ihn endlich schachmatt setzt. Dann erreicht den Verräter das unerbittliche Schicksal, das im ersten Satz des § 89 des Landesverratsgesetzes festgelegt ist: „Wer es unternimmt, ein Staatsgeheimnis zu verraten, wird mit dem Tode bestraft!“

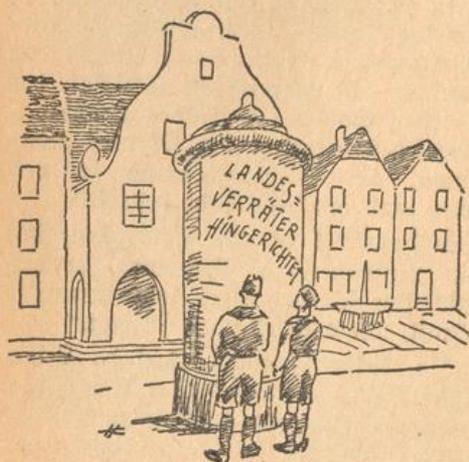
Landesverrat ist ein Verbrechen, das eine verbrecherische Gesinnung voraussetzt. Der Versuch wird daher genau so bestraft, wie der vollendete Verrat.“

„Ja, lieber Freund“, warf da Lehrer Roland ein, „es muß doch nicht in jedem Fall die Absicht zum vollendeten Landesverrat vorliegen, es kann doch einer, volkstümlich ausgedrückt, auch einmal ‚dumm babbeln‘?“

„Sehr richtig, es sind nicht alles Verräter aus Absicht, manche allerdings aus Dummheit! Es gibt Menschen, deren einziges Bestreben darin liegt, in zielbewußter Arbeit redlich und treu ihre Pflicht zu tun. Gott sei Dank, sind sie in der Mehrzahl. Ihnen gegenüber stehen aber auch solche, die aus reiner Geldgier, Gewinnsucht und Gewissenlosigkeit den Weg zum schwersten Verbrechen am eigenen Volke — zu Spionage und Verrat nehmen. Über auch jedes fahrlässige Preisgeben von geheimem Wissen, wie es bei großsprecherisch veranlagten Naturen mal vorkommt, die mit ihren Kenntnissen nur prohen wollen oder sich ihr Wissen durch geschickte Agenten herauslocken lassen; ja jeder fahrlässige Umgang mit vertraulichem Geheimmaterial, wie Dienstvorschriften, Anweisungen, Karten, Pläne usw. leistet der ausländischen Spionage unbedingt Vorschub, erleichtert dem Gegner die Arbeit und ist oft Schritt-

macher zu einem vollendeten Landesverrat. Darum hat auch der fahrlässige Landesverräter oft sehr hohe Gefängnisstrafen zu erwarten.

Im großen Kriege hieß es immer: Der vorsätzliche Verräter mordet durch die Tat! Der fahrlässige Verräter mordet



Landesverrat in jeder Form ist Kameradenmord.

durch das Wort! Landesverrat in jeder Form ist Kameradenmord!"

"Und wie steht es dann mit den Saboteuren?"

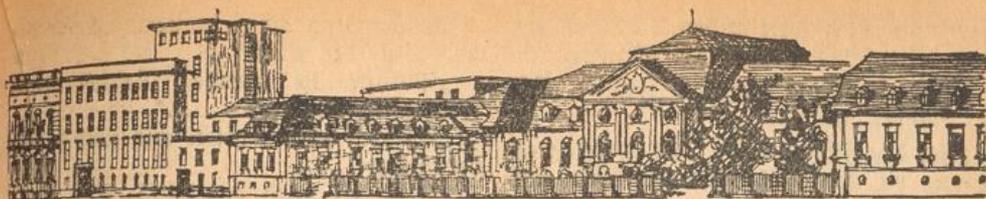
"Saboteure", antwortete Fritz Brandt, "sind eigentlich die gemeinste Sorte unter den Verrätern, denn es hält oft sehr schwer, ihnen ihr vorsätzliches landesverräterisches Verbrechen nachzuweisen. Aber wenn das feststeht, dann kennt das Gesetz hier ebenfalls keine Gnade: Das gleiche Strafmaß wie den Verräter, nämlich die Todesstrafe, hat der Saboteur zu erwarten. Und das mit vollem Recht. Wer es im Dienste ausländischer Agenten oder auch inländischer Umsturzgruppen unternimmt, Wehrmittel, Wehranlagen oder Einrichtungen und Betriebe, die der deutschen Landesverteidigung dienen, widerrechtlich und — als gedungener Saboteur — vorsätzlich zu beschädigen, zu zerstören oder unbrauch-

zu machen und dadurch etwa die Wehrkraft und die Schlagfertigkeit der deutschen Wehrmacht aufs größte gefährdet, der hat — wie der eigentliche Verräter — die Todesstrafe unbedingt verdient. Ebenso wie die vorsätzliche Sabotage wird auch die wissentlich fehlerhafte Herstellung eines Wehrmittels oder einer der Landesverteidigung dienenden Einrichtung strengstens geahndet. Sabotage im eigenen Lande war mit eine der Hauptursachen, daß Deutschland den Weltkrieg verlor.

Ungeheure Summen werden alljährlich vom ausländischen Nachrichtendienst für Spione, Verräter und Saboteure ausgeworfen; aber der Verräter selbst sieht wohl am wenigsten davon. Darum sollte sich kein deutscher Volksgenosse von einem ihm vorgegaukelten Trugbild blenden lassen. Die Augen und Ohren auf, wo immer es sei, und jeden begründeten Spionage-, Verrats- oder Sabotageakt auf dem schnellsten Wege — ohne zu irgend jemanden darüber zu sprechen — der zuständigen Überwachungsstelle melden. Anzeigepflicht besteht auf alle Fälle. Sie erstreckt sich auch auf Kameraden, Freunde und selbst auf die eigenen Familienangehörigen.

Sie sehen, lieber Freund Roland, das Kapitel ist sehr aufschlußreich und man könnte noch stundenlang darüber reden. Aber für heute wollen wir es genug sein lassen, denn inzwischen ist es ja auch schon reichlich spät geworden."

"Haben Sie Dank, vielen herzlichen Dank, lieber Brandt, Sie haben mir einen großen Dienst erwiesen und mein Wissen um eine große Erfahrung bereichert, die auch meinen Schülern bei Gelegenheit zur Aufklärung dienen wird. Ich freue mich jetzt schon auf unseren nächsten Schachabend, denn jetzt hat ja das Schachspiel für mich eine besondere Bedeutung; denn immer muß ich hinfort dabei an das Schachbrett des Lebens denken."



Der Schupo vor der Reichskanzlei

Von Fred-Erich Uetrecht

Was willst du dir zuerst ansehen . . . von Berlin . . . ?"

"Na, ich denke . . . ich fahre mal erst in die Stadt . . . zum Brandenburger Tor, dann will ich das Reichsehrenmal sehen und dann natürlich den Wilhelmplatz, die Reichskanzlei! Vielleicht ist sogar der Führer da . . . !"

So oder ähnlich lauten Fragen und Antworten, die zwischen Berlinern und ihren Gästen wohl täglich irgendwo in den hunderttausend Häusern der lebendigsten Großstadt Deutschlands gewechselt werden. Und dann rollt der Besucher aus Stadt und Land des Großdeutschen Reiches in Begleitung seiner Gastgeber oder auch allein mit einer der vielen, vielen Bahnen zu seinem heiß gewünschten Ziel . . .

Ein Sommermorgen mit strahlend blauem Himmel. Die Sonne leuchtet herab auf die großen viereckigen Platten, mit denen der Wilhelmplatz, der Platz vor dem Haus des Führers, belegt ist, und wärmt sie. Die Berliner eilen ohne Hut und Mantel mit der Hast des Großstädters zu den Ministerien, zu den Büros und Geschäftshäusern, die unzähligen Autos, die in hunderter Schlange durch die Wilhelmstraße fahren, sind ohne Verdeck.

Und mitten in dem unentwegten Laufen und Fahren stehen sie, die Gäste der Stadt. Dort läuft ein junger Mann und ein Mädchen in der Tracht des Salzburger Landes. Der da am Bürgersteig stehen bleibt und den fliehenden Autos nachsieht, ist weithin als Jägermann kenntlich, der vielleicht irgendwo in den grünen Wäldern Thüringens zu Hause

ist. Die braunen Burschen dort sind Matrosen der Handelsmarine aus Hamburg, und dort der große, elegante Kraftwagen mit dem Kennzeichen „US Chicago“? Springen hier nicht zwei junge Mädels aus dem Wagen und helfen ihrer Mutter beim Aussteigen? Es sind Deutsche aus Amerika. Sie holen gar nicht erst ihren „Baedeker von Berlin“ aus der Tasche. „Wo wohnt Hitler?“ fragen sie eine Berlinerin, die vor ihrem Obstwagen steht.

„Da wohnt er“, sagt die Frau lächelnd und deutet hinüber, „und der hier ist der Propagandaministerium, wo der Doktor Goebbels gerade reinjungen ist . . . er ist man gerade eben gekommen . . .“

„Ist denn Hitler auch da?“

„Zehn Se man lieba rüber zum Schupo, meine Damen, der kann Ihn velle besser Auskunft geben, als ick, . . . ick passe nämlich nich mehr so uff, weil ick mir daran schon gewöhnt habe . . .“

Dort steht nun der große Polizeibeamte mit weithin leuchtendem Eschako. Aber er, wie auch seine Kollegen, die entweder vor dem neuen Dienstgebäude der Reichskanzlei stehen oder vor dem großen Eisengitter, das die weiter zurückliegende alte Reichskanzlei abschließt, sind selten allein.

Zu den Zeiten der großen Ausstellungen oder besonderer politischer Begebenheiten umringt sie manchmal ein ganzer Wall fragender Menschen. Und mit ewig freundlichem Lächeln müssen sie oft Fragen beantworten, die von den größten politischen Ereignissen bis zu den persönlichen Dingen um den Führer reichen.

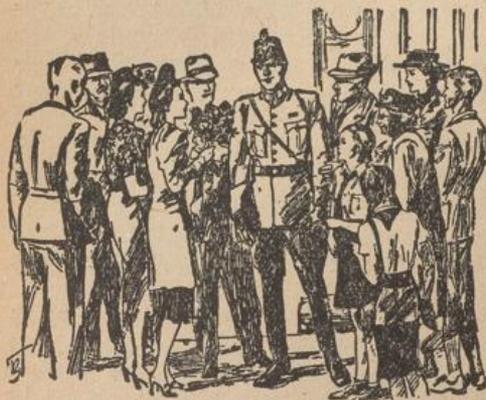
Sie müssen sehr viel wissen, die „Schupos vom Dienst“ vor der Reichskanzlei!

Hundertmal am Tag die Frage: „Ist der Führer da?“

„Ja, der Führer ist da . . . sie sehen es daran, ob der Führerstand oben auf dem Gebäude weht oder nicht . . . ob Doppelposten der Wehrmacht aufgezo- gen sind oder nur einer Wache hat.“

„Wird er mal auf den Balkon kommen?“

„Heute sicher nicht!“



Das eine Mädel hat jetzt einen großen Blumenstrauß.

„Auch nicht, wenn wir im Sprechchor nach ihm rufen?“ fragt laut ein Pimpf.

„Das dürfen Sie nicht tun, denn der Führer muß doch arbeiten . . . für uns!“

„Ach so, na, dann rufen wir lieber nicht, aber sagen Sie, wann geht er denn zum Essen . . .?“ „Wer kocht denn für ihn . . .?“

Der Schupo lächelt: „Das weiß ich nun wirklich nicht . . .“

„Wann hört er denn auf mit seiner Arbeit?“

Der freundliche Schupo wird etwas ernster: „Dann bin ich schon längst abgelöst . . . dann steht hier der Kamerad vom Nachtdienst . . . manchmal hört hier erst sehr spät das Kommen und Gehen auf.“

Eine Weile ist die Gruppe um ihn still.

Dann fragt man weiter: „Wer ist denn jetzt bei ihm?“

„Vorhin ist gerade Reichsminister Frid hineingefahren . . .“

„Knorke, denn warten wir noch“, sagt der Pimpf . . .

Und es wird gewartet! Die Frau verkauft von ihrem Obfwagen eine Banane nach der anderen. Sie kennt schon ihre Kunden, die Wartenden . . . Ein offener, schwarzer Wagen fährt aus dem Tor heraus. Reichsminister Frid sitzt neben dem Fahrer. Heilrufe. Er grüßt lächelnd und der Wagen braust die Wilhelmstraße hinauf, den „Linden“ zu.

Das eine Mädel von den „Amerikanern“ hat jetzt einen großen Blumenstrauß in der Hand mit Hakenkreuzschleifen und den amerikanischen Farben.

„Bitte . . . ich möchte den Strauß so gern dem Führer geben . . . wann kommt er denn?“

„Das wird schwer gehen, meine Dame, . . . ich weiß nicht, ob der Führer heute herausfährt . . . es ist besser . . . wir geben den Strauß in der Anmeldung ab . . . schreiben sie doch ein paar Zeilen dazu!“ Es geschieht, und mit rotem Kopf übergeben die Mädel den Strauß dem Mann in der Anmeldung der Reichskanzlei.

Gegen Mittag wird die Wache abgelöst, ein Schauspiel, das oft Hunderte anlockt.

An den großen Festtagen der Nation ist der Wilhelmplatz von Tausenden von Menschen besät. Neben dem Schupo vom Dienst stehen jetzt hundert weitere, die mit Leibesträften dafür sorgen, daß einigermassen Ordnung herrscht. Wenn aber der Führer auf dem Balkon erscheint, gibt es kein Halten mehr . . .

„Ich könnte ein ganzes Buch schreiben über das, was wir hier täglich erleben“, berichtet der Schupo.

„Als der Führer nach seinem Siegeszug aus Oesterreich heimkam, aus der neuen deutschen Ostmark, mußte der Wilhelmplatz am anderen Morgen für ein paar Stunden gesperrt werden, damit „ausräumt werden konnte“. Hier hatten

nämlich fast 48 Stunden lang Hunderttausende gestanden, gelagert und sogar genächtigt . . . !"

"Eine kleine Begebenheit werde ich nie vergessen", erzählte der freundliche Wachtmeister weiter. "Eine Schar von sechs Mädeln vom BDM, irgendwo aus dem Rheinland, war zufällig Zeuge, wie der Führer mit seiner Begleitung abends in die Oper fuhr. Langsam rollten die Wagen heraus. Die Mädchen ließen sich nicht zurückhalten, sie umringten den Führerwagen . . . der Führer winkte ihnen lachend zu.

Trotzdem es leicht regnete, standen die Mädal weiter bei mir, "löcheren" mich mit Fragen und warteten solange, bis die Oper gegen 12 Uhr zu Ende war. Die weit hin kenntliche Wagengruppe kam zurück. Wieder umringten die Mädal den

Wagen des Führers, der nun halten ließ. Er gab jedem der Mädal die Hand, fragte, ob sie auch nicht nah geworden wären und bedeutete den keineswegs Verlegenen, noch einen Augenblick im Vorraum zu warten. Nach wenigen Minuten kam der Adjutant des Führers, Brüdner, wieder zurück und gab den Mädaln hundert Mark als Geschenk des Führers. "Ich werde nie vergessen", sagte sinnend der Schupo, "wie die Mädal vor Aufregung zitternd herauskamen, wie sie mich umringten, einen Reigen um mich herumtanzten und auf dem menschenleeren Platz herumtollten."

"Kinder . . . jetzt können wir länger bleiben . . . !"

"Und ich hörte ihre jauchzenden, hellen Stimmen noch, als sie schon drüben beim Kaiserhof waren . . ."

Der Schwedenschimmel schnaubt

Eine heitere Novelle. Von Franz Hirtler

Munterswyhl ist ein kleines Städtchen, von dem man wenig in der Zeitung liest, denn es passiert dort nichts Weltbewegendes. Es scheint, als träume das alte Nest mit seinen zwei Toren, den paar ehrwürdigen Patrizierhäusern und einem malerischen Brunnen von vergangenen Zeiten, in denen es lebhaft zugegangen ist in und um Munterswyhl. Da steht im Rathaus, aus der Schwedenzeit stammend, ein ausgestopfter Gaul, der manchmal in der Nacht gespenstisch schnaubt. Und hinten im Tal lag vor Jahrhunderten die Burg des Raubritters Wunibald Schwärzlin. Dieses Räuberneft erstürmten einst die Männer von Munterswyhl, legten es in Asche und schleppten den bösen Wunibald in ihr Städtchen herein, um ihn auf dem Marktplatz vor allem Volk um einen Kopf kürzer zu machen. Von solchen blutigen alten Geschichten soll aber hier nichts erzählt werden, sondern von einer lustigen Begebenheit aus unseren Tagen, bei der ein junger Munterswyhler beweisen

konnte, daß es ihm an Mut und Tatkraft so wenig fehlte wie jenen Urahn.

Es war in einer Aprilmacht, als schon ein lauer Frühlingswind durch die Straßen und Gassen von Munterswyhl wehte. Da strömte das Gefühl des herannahenden Wonnemonats Mai allen jungen Leuten durch die tatendurstige Seele und entlud sich nun melodisch und harmonisch an einer Straßenecke beim Marktplatz. Ein Ständchen! Nicht ohne kunstvolle Abtönung erklang von drei Jungmännerstimmen gesungen das Lied: "Weiß mir ein Blümlein blaue, von himmelblauem Schein, es steht in grüner Aue und heißt Vergißnichtmein . . ." Bald schauten aus allen Fenstern der Nachbarschaft neugierige Gesichter auf die drei Sänger, die im Schein einer Gaslaterne standen und von ihren Notenblättern oftmals hinausblickten zu einem gewissen Fenster. Die lieben Nachbarn hatten bald festgestellt, was da unten vorging. Eine Serenade, von dem jungen Fritz Amann mit zwei Freunden, dar-

gebracht seiner rechtmäßigen Braut, dem Fräulein Hanna Böhm. Droben an einem erleuchteten Fenster stand sie, der die Huldigung galt. Nun ja, raunte es in nachbarlichen Gesprächen, der Fritz Amann und die Tochter des Uhrmachers Böhm, das war eine hübsche Partie. Die väterliche Fell- und Lederhandlung, die einzige im ganzen Bezirk ringsum, war eine sichere Grundlage für die Zukunft Fritz Amanns. Ein tüchtiger junger Mann! Und wie schön er sang! Eine prächtige Tenorstimme, man wurde geradezu an den Ritter Lohengrin im Theater erinnert. Seine beiden Freunde und Mitsänger konnten über solche Vorzüge nicht verfügen. Ludwig Tanoli, der einen dröhnenden Bass sang, war Student. Seit acht Jahren studierte er und hatte noch nie sich in ein Examen gewagt. Der dritte und älteste im Bunde war der Buchdrucker Julius Besenmeier; er sang die Mittelstimme, mit der kein großer Eindruck zu machen war. Das entsprach seinem Wesen, denn er war ein bescheidener Mann, ein Angestellter bei der Druderei des Munteröwyhler Anzeigers. Die Leser dieses Blättchens wußten, was sie von Julius Besenmeier zu halten hatten: er war ein Dichter! Die alte Geschichte vom Raubritter Wunibald Schwärzlin hatte er ausgearbeitet als großes Heldengedicht, das er in seiner Freizeit setzte und druckte. Das so entstandene Büchlein verkaufte sich ausgezeichnet, es war schon die dritte Auflage nötig geworden.

So dachten und redeten die Leute an den Fenstern von den drei Sängern drunten. Noch ein zweites Lied und ein drittes wurde angestimmt. Es klang immer inniger und schöner.

Schließlich verabschiedeten sich die drei Herren und schritten dem Marktplatz entgegen. Julius Besenmeier, der Buchdrucker, erklärte, er wolle nach Hause, er habe noch etwas zu arbeiten. Da es bei dieser „Arbeit“ sich um nächtliches Versmachen handelte, respektierte man seinen Wunsch. Tanoli sagte lachend: „Im Frühling singen die Vögel und die

Dichter.“ Man blieb vor dem Rathhaus stehen, trat in eine Nische des alten Gebäudes, um vor dem Wind geschützt zu sein, und Fritz Amann, den das wohlgelungene Ständchen sehr beglückt hatte, schwärmte von seiner Braut. „Kinder, Kinder, es dauert nimmer lang! Noch in diesem Sommer feiern wir Hochzeit! Ihr seid eingeladen, es soll hoch hergehen, und du, Julius, machst ein schönes Gedicht. Das wird herrlich werden!“ Tanoli fühlte sich gedrängt, auch etwas zu sagen. Er klopfte Fritz auf die Schulter: „Ein feines Mädel ist sie, deine Hanna . . .“

Er wollte noch weiterprechen, da erlosch das Licht der Gaslaterne, die die Nische des Rathhauses erhellte. Vielleicht war es die Stunde, in der die Straßensbeleuchtung regelmäßig ihre Tätigkeit beendete, um die Bewohner daran zu erinnern, daß es Zeit war, ins Bett zu gehen. Für die drei Freunde kam die unerwartet hereingebrochene Dunkelheit so überraschend, daß sie betroffen schwiegen. In diese erschrockene Stille hinein fiel ein seltsames dumpfes schnarrendes Geräusch, das im Innern des Rathhauses seinen Ursprung haben mußte. Alle drei Männer erschrafen, und Besenmeier, der Dichter, sprach es flüsternd aus, was alle sofort geahnt hatten: „Der Schwedenschimmel hat geschraubt!“

Alle kannten die alte Sage, die sich um das ausgestopfte Pferd wob, das in der inneren Vorhalle des Rathhauses stand. Im Dreißigjährigen Krieg war ein schwedischer Schimmel als Kriegsbeute in das Städtchen gebracht worden. Als er dann später das Zeitliche gesegnet hatte, wurde er ausgestopft und zur Erinnerung an die Kriegszeit im Rathhaus aufgestellt. Bald aber ging die Rede, daß der ausgestopfte Gaul manchmal in der Nacht schnaube, wie es Pferde tun, wenn sie Gefahr wittern. Das bedeutete, daß irgendein Unglück im Anzug war, und die drei verdachten Männer durchzudachte der Gedanke, daß dieses Schnauben eine geisterhafte, höhnische Antwort sei auf die schwärmerischen Reden und stolzen Hoffnungen Fritz Amanns. Irgendein Unheil stand

den Verlobten bevor, irgendein Verhängnis lauerte auf das junge Paar . . . Tanoli, der Student, fand endlich ein befreiendes Wort: „Unsinn ist das mit dem Schwedenschimmel! Heute glaubt doch kein Mensch mehr solches Zeug!“ Er lachte etwas krampfhaft und steckte sich eine Zigarre an. Beim flackernden Schein des Bündholzes sahen sich die Freunde ins Gesicht und lachten nun herzlich mit. „Aber geschraubt hat doch etwas da drinnen“, sagte Besenmeier leise. Man verabschiedete sich rasch. Frits Amann und Tanoli gingen in den „Löwen“, Besenmeier nach Hause in seine Dichterstube.

*

Nach wenigen Tagen trafen sich die Freunde wieder im „Löwen“. Frits Amann begann lachend: „Huhu! Der Schwedenschimmel! Jetzt hat er wirklich wieder einmal geschraubt! Ich hätt' nicht geglaubt, daß es so was gibt. Lacht mich nur aus: ich habe trotz allem doch manchmal ein ganz klein wenig Angst. Denn gerade wie ich von einem Glück und von der Hochzeit geredet hab', hat es drin im Rathaus geschraubt . . .“

Zuletzt war Frits Amann ziemlich ernst geworden. Tanoli blies den Rauch seiner Zigarre von sich und sagte mit der gleichgültigsten Miene: „Einbildung ist alles. Ich hab das Schnauben gehört. Ich weiß nicht, woher es kommt; der Schimmel von Anno 1630 war es aber sicher nicht.“ Sie lachten und waren wieder voll Fröhlichkeit.

Erst auf dem Heimwege, regte sich der Gedanke an den Schwedenschimmel wieder in den nun vom Wein angeregten Seelen. Frits Amann erklärte laut und temperamentvoll: „Das Geschwätz von dem Schwedenschimmel ist Unsinn! Soll in der uralten von den Motten zerfressenen Pferdehaut noch Leben sein? Ich werd' es den Munterswyhlern beweisen, daß nichts dahinter ist. In drei Tagen kommt die Walspurgisnacht. Da spukt's doch überall. Darum werd ich in dieser Geisternacht in der Halle beim Schweden-

schimmel übernachten. Ich möcht sehen, was da passiert.“

Tanoli und Besenmeier waren begeistert. Das war ein großartiger Einfall! Sie wollten mit dabei sein, aber darauf konnte Frits Amann nicht eingehen. Ganz allein wollte er in der gewölbten Halle übernachten, denn es sollte doch gerade erprobt werden, ob die Geister es auf ihn abgesehen hätten. Und außerdem würde sich der Schwedenschimmel sicher nicht rühren, wenn drei Männer in der Halle ihn belauerten. Besenmeier, der in solchen Sachen Bescheid wußte, stimmte zu.

Es war Frits Amann wirklich ernst mit seinem Vorhaben, denn es erschien ihm als die einzige Möglichkeit, seine bösen Ahnungen los zu werden.

Der Ratsdiener war zuerst sehr verwundert, als ihm Frits Amann seine Absicht mitteilte, die Nacht vom letzten April zum ersten Mai in der Vorhalle des Rathauses zuzubringen, aber schließlich war er bereit, den mutigen Geisterbanner einzulassen und versprach sogar, ihm einen Strohsack herbeizuschaffen, damit er ein bequemes Lager habe, falls ihn der Schlaf anwandle.

Tanoli und Besenmeier hatten ihrerseits auch eine heimliche Besprechung mit dem Ratsdiener, denn man konnte doch den mutigen Freund nicht im Stich lassen, sondern wollte ohne sein Wissen hilfsbereit in der Nähe sein, wenn die Geisterstunde schlug.

Als Frits Amann am Abend des letzten Apriltages die Vorhalle des Rathauses betrat, dämmerte es bereits. Der Ratsdiener wies auf das alte Gestühl, das einen gewaltigen Eichentisch umgab. Daneben auf dem Boden lag ein dicker Strohsack. Frits Amann lachte laut, daß es in dem Gewölbe hallte: „Da steht er ja, der Schwedenschimmel! Laß ja das Schnauben sein in dieser Nacht, alter Bod!“

Einen Henkellkorb mit wohlüberlegtem Bedarf für die Nachtwache legte er auf den Stuhl. Zwei Kerzenleuchter waren da, denn man durfte die elektrische Lampe, die sonst das Gewölbe erhellte, nicht be-

nuhen. Einige belegte Brote und zwei Flaschen guten Weines sollten dem freiwilligen Gefangenen dieses Verlieses zur leiblichen Erquickung dienen. Irgendwelche Waffen hielt er nicht für erforderlich, denn was konnten Pistolen oder Dolche nützen gegen Gespensterspuk?

Der Ratsdiener verabschiedete sich, spitzbübisch lachend mit den besten Wünschen für eine vergnügte Nacht. Dröhnend schlug das Tor zu, und ein Schlüssel drehte sich knirschend im Schloß. Fritz Amann war allein, eingeschlossen in die gewölbte Halle des alten Rathhauses. Er steckte die beiden Kerzen an und sah sich um in dem Raum. Außer dem Tor, das ins Freie führte, waren da noch zwei Türen; eine führte zum Grundbuchamt, die andere trug ein freundlich bemaltes Schild: Standesamt. Lange betrachtete Fritz Amann dieses Schild und die Tür, er schien auf sehr freundliche Gedanken zu kommen, denn er pfiß fröhlich vor sich hin. Wenige Wochen noch, dann würde er an der Seite des liebsten Mädchens durch diese Tür schreiten. Hanna schaute jetzt vielleicht von ihrer Wohnung aus zum Rathhaus hin und bemerkte wohl den schwachen Lichtschein an den Öffnungen der Fensterläden. Sie hatte den Einfall ihres Bräutigams sehr merkwürdig gefunden, denn sie wußte nicht, daß er mit dieser Nachtwache sich und den anderen beweisen wollte, das Gerede vom schnaubenden Schwedenschimmel beruhe auf Sinnestäuschung und Uberglauben. In der Vorhalle gab es noch mancherlei alten Kram, vor dem ein ängstliches Gemüt das Gruseln kriegen konnte. Da stand eine schwarze Ritterrüstung, die dem Volksmund nach von einem Kreuzfahrer stammte. Auf dem Wandbrett war ein gelblicher Totenschädel, daneben ein faustgroßes weißes Kinderschädelchen, und an diese beiden unheimlichen Dinge pfl egte der Ratsdiener einen Witz zu knüpfen, wenn auswärtige Besucher die Vorhalle besichtigten. Der Totenschädel war nämlich der des Raubritters Wunibald Schwärzlin, den die Bürger von Munterswyl Anno 1471 geköpft hatten. Aber

der kleine Schädel? Nun, sehr einfach: der gehörte einst dem Ritter Wunibald, als er noch ein Knabe war! — Daneben stand auch noch ein breites und langes Richtschwert.

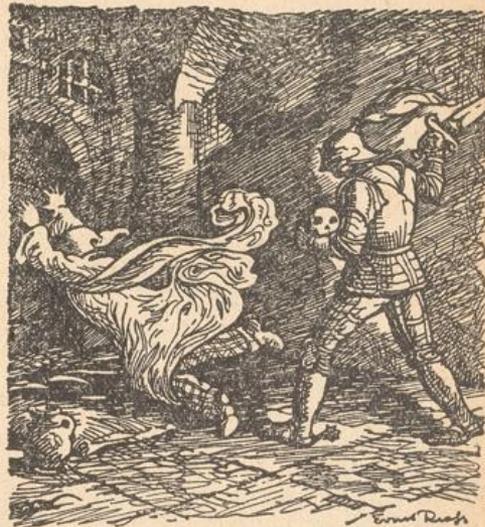
Nachdem er seinen Rundgang durch die Halle gemacht hatte, setzte sich Fritz Amann in einen der hochlehnigen Stühle an den Tisch, öffnete eine seiner Flaschen und füllte sein Glas. Er steckte sich einen Stumpfen an und las in dem mitgebrachten Büchlein. Johann Peter Hebel's Schatzkästlein des Rheinländischen Hausfreunds war es. Die Gespenstergeschichten machten ihn gar nicht gruselig, denn der Meister Hebel verstand es, seine Leser über allen Geisterspuk aufzuklären.

Die Zeit verstrich. Draußen auf den Straßen war es jetzt ganz still geworden. Nun wurde der einsame Seher, als die Flasche schon fast geleert war, übermütig, rückte einen Stuhl an den ausgestopften Gaul heran und bestieg das Tier mit einiger Vorsicht. „Siehst du, alter Schimmel, du kannst noch einen Reiter tragen!“ sagte er vergnügt. „Du kannst schnauben so viel du willst, alter Schwed', der Hanna und mir macht das gar nichts aus, wir werden unser Glück schon schmieden!“ Fritz Amann stieg wieder ab, denn das alte Tier war mürbe und begann unter der Last nachzugeben. Da er aber nun laut zu reden begonnen hatte, blieb er dabei. Die Zunge war ihm gelöst, es war ein hübscher Zeitvertreib, die öde Stille in der Halle zu verschleichen: „Ha, der Herr Ritter!“ rief er, vor der schwarzen Rüstung stehend. „Bei allem Respekt vor der Tugend eines Morgenlandfahrers, ich möchte mir erlauben, dieses Blechgehäuse einmal anzuprobieren . . .“ Und wirklich: Fritz Amann nahm die schwarze Rüstung auseinander. Mit einiger Mühe gelang es ihm schließlich, den Panzer anzuziehen. Er schritt sporenklirrend und rasselnd auf den Steinplatten hin und her. Er fühlte sich ganz als Gespenst und nahm zur Erhöhung der Spukhaftigkeit den Schädel des Raubritters Wunibald Schwärzlin in die eine Hand, in die andere aber das alte Richtschwert.

Da plötzlich . . . was war das? Ein seltsames und verdächtiges Geräusch . . . Ganz deutlich hatte es in der Halle geschnarrt. Wie ein Blitz durchzuckte Fritz Amann der Gedanke: der Schwedenschimmel hat geschraubt. Also doch! Die alte Mähre hatte also doch ein gespenstisches Leben! Nun überließ es den jungen Mann eiskalt. Alle Weinlaune war mit einemmal verflogen. Ganz ernüchtert stand er da, unbeweglich wie eine Denkmalsfigur, in Rüstung mit Schwert und Totenkopf. Er lauschte mit gespanntester Aufmerksamkeit in die Stille hinein. Eine ganze lange Minute verging. Nichts regte sich. Nur die beiden Lichter auf dem Tisch wurden unruhig und fladerten, von einem leichten Luftzug bewegt. Und — wie war das nur möglich? — die Türe der Halle, die der Ratsdiener doch abgeschlossen hatte, öffnete sich langsam, in den Angeln karend! Ein fahler Schein fiel von draußen herein . . . Und jetzt kam durch das halbgeöffnete Tor etwas Weißes, Hochragendes, da mußte man sich vorsetzen! Er stieß mit einem kräftigen Ruck das Schwert auf den Boden, daß es einen harten Klang gab. Das Gespenst — was konnte es anders sein? — war jetzt näher gekommen mit unhörbaren Schritten wie schwebend. Schon stand es in der Mitte der Halle. Der junge Mann verwünschte die schwere Rüstung und das ganze Abenteuer. Er hob plötzlich sein Schwert und Schritte dem Spuk entgegen, koste es, was es wolle. Da geschah etwas gänzlich Unerwartetes: das fahle Gespenst wich zurück, als wäre es selbst plötzlich von einem Schrecken befallen. Rückwärtslaufend stieß es an eine Säule, ein Schrei entfuhr ihm und ein in höchster Angst ausgestoßener Ruf: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ Fritz Amann ließ das Schwert sinken. Ein sonderbares Gespenst! Ohne Zweifel stak ein Mann in der geisterhaften Hülle. Trotz der Rüstung machte er einen gewaltigen Sprung, um der fragwürdigen Erscheinung den Weg zur Tür zu versperren. Das Gespenst lief keuchend weiter in der Absicht, vorher noch den Ausgang zu ge-

winnen, stolperte aber über den Strohsack und fiel in ganzer Länge hin, wobei unter dem weißen Gewand zwei in karierten Hosen und derben Stiefeln steckende Beine sichtbar wurden. Fritz Amann erkannte sofort die Hosen und die Stiefel.

„Besenmeier, Mensch, was machst du für Sachen!“ rief er, trat vor den am Boden Liegenden hin, öffnete das Visier



Das Gespenst lief keuchend weiter, stolperte aber über den Strohsack und fiel in ganzer Länge hin.

seiner Rüstung und nahm den Helm ab. Gleichzeitig enthüllte sich das Gespenst. Aus der weißen Vermummung schälte sich der Buchdrucker und Dichter Julius Besenmeier heraus. Er starrte zunächst in sprachlosem Erstaunen diese unglaubliche Erscheinung an, den schwarzen Ritter, dessen Kopf doch der seines Freundes Amann war. Mit einem Zipfel seiner weißen Umhüllung wischte er sich den Angstschweiß von der Stirne, und nun wurde ihm allmählich klar, daß alles mit rechten Dingen zugegangen war. Er lachte etwas verlegen und sagte kleinlaut: „Woher hast du es denn gewußt, was wir machen wollten? Du hast mir einen furchtbaren Schrecken eingejagt, Fritz! Der Tanoli ist gleich davongelaufen, er sollt' doch an der Tür Wache stehen . . .“ Schallendes Gelächter unterbrach ihn.

Es kam aus einer dunklen Ecke, aus der Tanoli jetzt hervortrat. „Alles hab' ich mitangesehen, Julius!“ rief er, „so etwas hab' ich noch in keinem Theater oder Kino erlebt: zwei Gespenster begegnen sich! Zuerst war es schauerlich, aber wie du gerufen hast: Alle guten Geister . . ., da hab' ich doch lachen müssen. Hab' mir übrigens gleich gedacht, daß Fritz in der Rüstung steckt. Wo sollt' er sonst wohl hingekommen sein? Aber wie bist du auf den Gedanken gekommen, Fritz?“

Fritz Amann war damit beschäftigt, die Teile der Rüstung abzulegen, er zuckte die Achseln: Ich weiß es selbst nicht recht. Vielleicht ist der Wein schuld daran. Aber es war gut so; denn sonst wär ich vielleicht richtig auf euern spaßigen Gespensterspuk hereingefallen. Übrigens muß ich euch sagen: der Schwedenschimmel hat wirklich geschraubt! Jawohl! Ihr glaubt es nicht? Ich habe es gehört! Besenmeier schaute aufmerksam und ernst auf den ausgestopften Gaul. Tanoli machte eine ungläubige und geringschätzig Handbewegung: „Aber Kinder, jetzt sollt ihr doch wissen, was man von Gespenstern zu halten hat! Wer weiß, was du gehört hast! Fritz Amann schüttelte ernst den Kopf: „Was ich gehört habe, hab' ich gehört!“ Er hatte die Rüstung jetzt ganz abgelegt und hing die Teile wieder an dem dafür bestimmten Gestell auf. Fritz Amann fragte: „Wie seid ihr denn hereingekommen? Die Tür war doch verschlossen?“ Tanoli tat ernst und wichtig: „Gespenster kommen überall durch!“ Dann lachte er und zog einen großen Schlüssel hervor: „Mit dem Ratsdiener kann man reden, er läßt Gespenster herein um ein kleines Trinkgeld . . .“ „Ach so?“ jagte Fritz Amann, der nun Bescheid wußte.

Tanoli füllte aus der zweiten Flasche den Becher wieder und sang mit seinem dunklen Bass: „Im tiefen Keller sitz ich hier . . .“ während Besenmeier den Schädel Wunibald Schwärzlin's betrachtete. Da sprang Fritz Amann plötzlich auf, gebot Stille, indem er den Zeigefinger auf den Mund legte: „Es hat geklopft! Dort an der Tür . . .“ Er nahm einen der Ker-

zenleuchter, ging zur Tür und öffnete sie schnell. Die beiden Freunde schauten gespannt auf die sich öffnende Tür und waren auf alles Mögliche gefaßt. Fritz Amann ließ vor Überraschung fast den Leuchter fallen, als seine Braut über die Schwelle trat mit einem etwas scheuen Lächeln, ohne jedes Zeichen von Furcht, aber mit gespanntem und fragenden Blick.

„Hanna? Um Gotteswillen, wie kommst du hierher?“ fragte Fritz Amann in höchster Verwunderung. Tanoli sagte lachend: „Hier geht es zu wie in einem alten Theaterstück: die Personen treten auf, man weiß nicht warum und woher . . .“

Hanna erklärte in leiser Erregung aber mit glücklichem Blick: „Ich hab' es nimmer ausgehalten. Stundenlang hab' ich von meinem Fenster herübergeschaut. Wie ich zwei Gestalten ins Rathaus schleichen sah, da war es doch unheimlich und ich machte mir dumme Gedanken . . . Ich hab' müssen herunterkommen, schauen, was vorgeht . . .“

Fritz Amann lachte: „Wir haben Gespenster gespielt. Besenmeier als weiße Dame ist sehr komisch gewesen. Ich selbst als Ritter Schwärzlin hab' ihm ein wenig Angst gemacht mit dem Totenkopf da und dem Schwert . . . Aber glaubst du es, daß auch ein richtiges Gespenst sich gemeldet hat?“

„Unmöglich!“

„Aber doch! Wirklich und wahrhaftig!“

„Ihr habt Unfug gemacht und da hat euch eure Phantasie was vorgegaukelt. Was habt ihr denn gesehen?“

„Gesehen? Nichts —, aber gehört habe ich ganz deutlich, wie der Schwedenschimmel geschraubt hat!“

Hanna schüttelte ungläubig ihren lockigen Kopf: „Der Schwedenschimmel? Also doch! Wenn ich das Köhlein da anschau', kann ich es nicht glauben . . .“

Sie betrachtete erst das Tier und suchte dann in allen Winkeln. Tanoli schmunzelte: „Mit den Ohren gewackelt hat das gut Tier vor Vergnügen, als Sie eintraten, Fräulein Böhml!“

Sie winkte ihm spöttisch ab und sah

dann wieder ihren Bräutigam an:
"Was geht uns dieser Schwedenschimmel
an?"

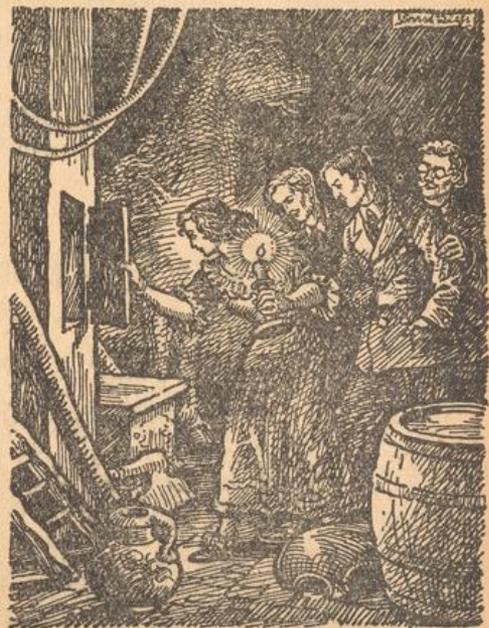
Fritz Amann zog sie liebevoll an sich
und deutete auf das freundliche Schild
über der Tür zum Standesamt.

Beide standen sinnend und schweigend
vor der Pforte ihres kommenden Glückes.
Nach einsamen und verwirrenden Stun-
den in der schauerlichen Dämmerung der
gewölbten Halle fühlte der junge Mann
am so beglückender die anschmiegende
Nähe seiner Braut, sie küßten sich und
lachten einander in die Augen, dem un-
heilverkündenden Schwedenschimmel zum
Trotz. Es war ein feierlicher Augenblick,
denn gleichzeitig begann die Uhr auf dem
Rathaus zu schlagen mit hellem Silber-
glodenton. Zwölf Uhr. Mitternacht!
Tanoli konnte sich nicht enthalten zu rufen:
"Die Geisterstunde ist da! Huhu!"

Seine dumpfe Stimme war kaum ver-
klungen, als in unmittelbarer Nähe des
Tisches, an dem er stand, ein kurzes seltsames
Schnarren fast drohend aus dem
Dunkel hervorbrach. Alle hatten es ge-
hört und starrten einander bestürzt an.
Der Schwedenschimmel! Ohne Zweifel:
der Schwedenschimmel hatte wieder ge-
schnaubt! Zwar hatte es etwas anders
geklungen als das Schnauben irgendeines
Gauls, aber der Schwedenschimmel ist
auch kein gewöhnliches Pferd. Tanoli
suchte seine überlegene Haltung zu be-
wahren und seine Kaltblütigkeit zu be-
weisen, indem er sagte: "Wahrhaftig, hier
spukt es!" Er machte einen dichten Qualm
mit seinem Stumpfen. Hanna ging zum
Tisch, nahm einen Kerzenleuchter in die
Hand und sagte, ein wenig spöttisch zu
Tanoli gewendet: "Das war kein Spuk,
liebe Leut . . . ein Geräusch von ganz
natürlichen Dingen. Mir kommt es fast
bekannt vor . . . Ist hier in der Halle denn
eine Uhr?"

"Nein", sagte Besenmeier, und es klang
überzeugend. Hanna ging mit erhobenem
Licht suchend an der Wand entlang. End-
lich blieb sie stehen, klopfte mit dem Fin-
gergelenk an einen aus Brettern gefertig-

ten, kaminartig vom Boden zur Decke
laufenden Vorsprung und sagte fröhlich
triumphierend: "Da drinnen ist der
Spuk, hier hat es geschnaubt! In
diesem Verschlag hängen die Uhrgewichte
von der Turmuhr droben. Manchmal
gibt es in den scharf gespannten
Ketten einen plötzlichen Ruck, wenn
sich etwas nicht gleich glatt abwickelt.



Man sah in dem schmalen Schacht ein großes eisernes
Gewicht an einer Kette hängen.

Meistens kurz nach dem Schlagen. Dann
schwingt die Kette wie eine Saite, schlägt
ans Holz an und schnarrt — beinahe wie
ein Gaul! Wenn man in einer Uhr-
macherei zuhause ist, kennt man das." Hanna
schob an dem schmalen, hohen
Verschlag einen Riegel zurück, ein Brett
ließ sich wie eine Tür in Scharnieren
drehen — man sah in dem schmalen
Schacht ein großes eisernes Gewicht an
einer straff gespannten Kette hängen.
Hanna zupfte an der Kette, sie geriet in
Schwingung und nun entstand bei Be-
rührung mit der hölzernen Wand jenes
seltsame schnarrende Geräusch: der Schwe-
denschimmel schnaubte! Es war gar kein

Zweifel, daß durch dieses ganz natürliche Geräusch das Gerede vom schraubenden Schwedenschimmel entstanden war.

Die drei Freunde schüttelten immer wieder den Kopf über die lächerliche Täuschung, der die halbe Stadt verfallen gewesen war. Tanoli behauptete nun zwar, er habe es ja immer gesagt, die Geschichte habe eine natürliche Ursache. Besenmeier erklärte tiefsinnig, eine Uhr sei schließlich auch eine Art Lebewesen, vielleicht genau so geheimnisvoll wie ein schraubender Schwedenschimmel...

Fritz Amann aber war stolz auf seine Braut, die findiger als alle Männer von

Munterswyhl war und im Handumdrehen den Schwedenschimmel entlarvt hatte. Tanoli dachte in seiner Art freilich: schneidiges Mädel, früher hat sie 'mal einen Einbrecher eingesperrt und jetzt Gespenster verscheucht, na, die wird recht...!

„Kinder,“ rief Fritz Amann, „nun wollen wir diese düstere Vertlichkeit verlassen. Ist es nicht unsere Pflicht, die ehrenwerte, schlaue und muntere Jungfrau Hanna nach Haus zu begleiten? Nachher wollen wir schauen, ob im Löwen' noch Licht brennt. Die Walpurgisnacht ist lang — und der Schwedenschimmel hat ja ausgeschraubt!“



Die Lyseborger Holzauktion.

Eine Gaunergeschichte aus dem Norden, von Heinrich Rumpff.

stehen. In schweigender Vereinbarung schwangen sie sich auf die Maschine und stoben davon, daß das Wasser nur so spritzte. Weit und breit war niemand, der sie hätte aufhalten können.

150 Kilometer weiter im Trodenen hielten sie am Rande einer Nebenstraße, an der sich die Telegraphenmasten endlos ins Land hineinzogen; plätschend vor Neugier rissen sie die Plachen vom Beiwagen herunter, und das Grinsen der Vorfreude erstarrte auf ihren unrasierten Gesichtern: Statt der erträumten Bauernherrlichkeiten oder wertvoller Händlerwaren lagen da . . . gestreifte Stangen, Meßbänder, hölzerne Dreibeine, messingfunkelnde Instrumente — Landmessergerät! „Unbrauchbarer Ballast“, knurrte Nils und gab sich fluchend ans Ausladen. Jens aber lehnte sich gegen einen Telegraphenmast und überlegte. Er hatte in seinem abwechslungsreichen Leben in mancherlei Berufe hineingerochen und erfahren, daß alle Dinge brauchbar waren, so sie am richtigen Platz eingesetzt wurden. Und er brauchte gar nicht weit zu suchen . . .

Nils staunte nicht wenig, als er alles wieder einpacken mußte. „Willst wohl ein

Es fing damit an, daß ein Motorrad an einer Chausseekreuzung mutterselenaallein im strömenden Regen stand, und daß in seinem Beiwagen sich unter sorgfältig festgestopften Segeltuchplachen allerlei Kostbarkeiten zu bergen schienen. Jens Jensen und Nils Nilfen, zwei dunkle Ehrenmänner, die hungrig und naß am Rande der gegenüberliegenden Schonung auftauchten, konnten nicht wider-

Geschäft damit anfangen?" fragte er mißtrauisch.

Jens lächelte pfißig. „Vielleicht das größte, das wir je gemacht haben.“ Schnell klopfte er auf den Mast: „Unberufen auf Holz!“

So kam es, daß am folgenden Morgen die Bauern von Lysborg Gelegenheit hatten, auf ihrer von Telegraphenmasten gesäumten Landstraße einen feinen Herrn Landmesser nebst Gehilfen im Motorrad anfahren zu sehen, der alsbald mit Richtpunktstangen, schimmernden Meßbändern und allerlei Geräten auf ihren Feldern eine rätselhafte Tätigkeit begann, ohne von ihnen die geringste Notiz zu nehmen. Die Lysborger vergalten es ihm zwar mit Gleichem; innerlich aber waren sie außer sich vor Staunen: hier war doch längst alles vermessen!?

Schweigend arbeiteten die beiden Gruppen auch am folgenden Morgen. Erst am dritten, als das Fortschreiten der Vermessung und des Feldwerkes sie automatisch zueinanderführte, ergab sich ein Gespräch wie von selbst. „Besser wartet ihr mit dem Pflügen, bis wir hier fertig sind!“ rief der Landmesser von oben herab, und die Bauern hoben ganz verduzt die Köpfe. Zweifellos bemerkten sie die Anwesenheit der Herren erst jetzt! Bloß der ewig geschwähige alte Krischan konnte die Frage, was denn eigentlich vermessen würde, nicht länger bei sich behalten.

„Die neue Telegraphenlinie!“ antwortete Jens, der Landmesser, kurz und setzte damit auch die Beherrschung der übrigen Bauern hinweg. Neue Telegraphenlinie? Hatte man etwas gehört!? „Funktioniert die alte denn nicht mehr richtig?“ fragte Krischan ratlos.

Da der Landmesser nach Art großer Herren keine Lust mehr an der Unterhaltung zu haben schien, gab sein Gehilfe die Auskunft, es würde eine neue, bedeutend kürzere Linie mit Hochstahlmasten gebaut! Hierauf flüsterte er dem Herrn Vorgesetzten höflich etwas zu, und der wandte sich nochmals an die Leute. „Ja, richtig!“ machte er oberflächlich, „wir brauchen

Pferde zum Abtransport der alten Masten Können wir die hier haben?“

Sprachlos starteten ihn die Bauern an; das wurde ja immer toller! Bloß Krischan fand wieder die richtige Antwort: „Pferde genug! Aber die werden jetzt alle auf dem Felde gebraucht. Oder die Regierung muß schon ordentlich was springen lassen!“ Ahnungslos gab er damit das Stichwort für Nils Nilsens wohlberechnete Szene. Nils nickte nämlich bestätigend vor sich hin. „Sehen Sie, Herr Landmesser! Was habe ich dem Herrn Landrat gesagt? Herr Landrat sag' ich, der Abtransport der alten Masten kostet uns mehr, als sie wert sind! An Ort und Stelle verkaufen! hab' ich zum Herrn Landrat gesagt, das wäre das beste!“

Ärgerlich fuhr der Landmesser auf. „Dummes Zeug! Wer sollte hier wohl Interesse für die Masten haben!?“

Und das wiederum war das Stichwort für die Bauern! Prompt taten auch die Schweigsamsten den Mund auf: Das sollte man nicht sagen! Dafür gebe es Abnehmer genug! Der Holz-Hansen, zum Beispiel! Oder die reiche Torstegensche. ! „Laß die beiden das bloß hören“, schrie Krischan ärgerlich dazwischen, „dann schnappen sie uns alles weg!“

Schließlich beendete der Landmesser das aufgeregte Durcheinander mit der wohlwollenden Zusicherung, er werde dem Herrn Landrat den Verkauf der Masten vorschlagen. „Aber reden Sie einstweilen nicht darüber!“ befahl er schlau, und demgemäß war abends im Dorftrug der Mastenverkauf die große Sensation. Für dieses wetterfeste Hartholz hatte jeder Kleinbauer Verwendung. Frau Torstegen aber, die reichste Bäuerin der Gegend, die schon längst ein Bollwerk bauen wollte, und ihr einziger Rivale, der reiche Holz-Hansen, gerieten bereits im Vorhinein hart aneinander: jeder spitzte sich zum Ärger der Dörfler auf ein paar hundert Stück! Doch waren Verdruß und Aufregung zu früh, denn zur allgemeinen Zufriedenheit verkündete der Herr Landmesser am nächsten Tag den wahrhaft gerechten Beschluß

des Herrn Landrates: Die Masten — 378 Stück — sollten versteigert werden!

Von dieser Versteigerung werden sie in Lyseborg noch nach hundert Jahren erzählen.

Vorn, im großen Saal des „Krugers“, bildeten ein Pult und drei quergestellte Tische das Podium für das Versteigerungskomitee. Links saß der Herr Rgl.



„Es handelt sich um die nächsten hundert Masten!“ stotterte Auktionator Droege.

Landmesser Jens Jensen, rechts sein Gehilfe, der Rgl. Adjunkt Nils Nilsen, in der Mitte der alte kurzsichtige Auktionator Droege aus der Kreisstadt, der einem telephonischen Auftrag vom Landratsamt gemäß die Versteigerung der 378 Masten vornahm. Auch hier ging alles nach Wunsch der Dörfler: Indem der alte Droege nach der Erklärung, das Umlegen der Masten sei Sache der Käufer, dürfe aber erst nach Abmontieren der Leitungsdrähte, also etwa Mitte nächster Woche, vorgenommen werden, „aus Billigkeitsgründen“ begann, die ersten dreißig Masten zunächst für je 25 Kronen nur an Einzelbieter zu versteigern. Daß die glücklichen Käufer dann schnell zur Landstraße hin-

aufradelten, um ihren neuerworbenen Besitz wenigstens durch Anheften eines Zettels kenntlich zu machen, war das einzige, was Jens Jensens genialer Plan nicht vorausah. Im Verlauf einer Stunde nämlich hing da oben an jedem Mast ein weißes Papierchen. „Verkauft“ stand darauf, sowie: „Eigentum Johann Johannsen!“ oder: „Ole Olsen!“ Es sah sehr lustig aus — zwei Herren, die im Jagdwagen so von ungefähr die Chaussee entlangefahren kamen, hielten erstaunt an und schüttelten nach Kenntnismahme des Zettelinhaltes noch erstaunter die Köpfe. Bis Krishan, der gerade von ‚seinem‘ Mast kam, sie aufklärte. Sicherlich waren es Holzhändler aus der Stadt: sie hatten kaum von der günstigen Gelegenheit gehört, als sie spornstreichs zum Dorfkrug sausten.

Dort war der Kampf in vollstem Gange. Holz-Hansen und Frau Torstegen beherrschten das Schlachtfeld; das ganze kleine 25-Kronen-Kroppzeug hatten sie längst weit hinter sich gelassen.

„Fünfundvierzig!“ rief die würdige Frau Torstegen und strich sich zum soundsovielten Male ein paar Erregungssträhnen unter die reich mit Gold bestickte Huthaube.

„Sechsendvierzig!“ schrie Holz-Hansen dröhnend. Ein Steinkrug mit Aquavit stand neben ihm, und sein rotes Gesicht hatte bereits den weit und breit bekannten blauen Schimmer angenommen.

Aufgeregt flüsternd saßen die Bauern hinter den beiden; ihre Köpfe flogen wie an einer Schnur jedesmal in Richtung des Bietenden.

„Achtundvierzig!“ rief die Torstegensche. — „Fünzig!“ der Holz-Hansen. —

„Zweiundfünfzig!“ die Bäuerin, und da Holz-Hansen sich gerade aus seinem Krug eine etwas kräftigere Stärkung genehmigen mußte, wurde die Pause so lang, daß der kleine kurzsichtige Herr Droege einmal mit dem Hammer schüchtern aufklopfen konnte. „Zweiundfünfzig sind geboten!“ rief er monoton, „zweiundfünfzig zum ersten . . .“

„Sechzig!“ ertönte da eine kräftige

Stimme vom Saaleingang, und alle Köpfe fuhren in beängstigend scharfem Winkel herum, als wollten sie davonsliegen.

In der Saaltür stand ein Herr in Jagdkleidung, den niemand kannte. Wahrscheinlich ein Großhändler, wie Krischan eiligst in die Gegend tuschelte. Und so mußte es wohl sein! Denn als die beiden einzigen Anwärter sich von dem ersten Schreck erholt hatten und weiterboten, schlug der Fremde, langsam näher tretend, sie mit der größten Gelassenheit.

„Zweiundsechzig!“ schrie Frau Torstegen gellend und aller Würde bar.

„Dreiundsechzig!“ gröhnte Holz-Hansen nahe vor dem Schlagfuß.

„Siebzig!“ sagte der Fremde.

„Zweiundsiebzig!“

„Vierundsiebzig!“

„Hundert!“ sagte der Fremde.

Im Saal hielt alles den Atem an. Der Mann mußte den Verstand verloren

haben. „Es handelt sich um die nächsten hundert Masten!“ stotterte der Auktionator Droege und starrte angestrengt in das Gesicht des Jägers, das ihm irgendwie bekannt vorkam.

Nun war der Jäger am Pult angelangt. „Ich nehme den ganzen Restposten“, rief er etwas lauter, „und . . . die falschen Herren Beamten dazu!“

„Himmel! Der Herr Landrat!“ schrie der Auktionator Droege in endlicher Erkenntnis noch, bevor der Tumult losbrach, an den nicht nur die Lyseborger Bauern, sondern auch die Herren Landmesser noch lange zurückdenken sollten.

Seit jener Zeit ist es nicht ratsam, in Lyseborg das Wort ‚Telegraphenmasten‘ zu gebrauchen.

Diese Erzählung wurde von der Ufa verfilmt unter dem Titel „Die Holzauktion“ und bekam die Prädikate „volksbildend“, „jugendfret“.

Der alte Brunnen bleibt

Von E. C. Christophé

Der Gaststube „zum blauen Löwen“ stand der Tabaksdampf wie eine Wand. Um die blankgeschauerten Tische saßen die Bauern. Alle die, die etwas in diesem alten schönen Dorfe zu sagen hatten, redeten und qualmten, daß es eine Art hatte.

Konnte man in dem dunstigen Dampf den einzelnen auch nicht erkennen, so hörte man doch an der hellen Stimme, daß da der Jörg eine Rede hielt. Denn der Jörg konnte reden, auch wenn er nur einer von den Jungen war. „Ist ja lächerlich“, rief er über den Tisch, „ist ja altmodisch, was ihr da sagt, Vater Muß. Der Ziehbrunnen muß weg. Ist ein Schandfleck für den Ort. Seht ihn euch doch an, verkrautet und vermoost wie er ist. Keiner benutzt ihn, und die Leute, die vorüberfahren, lachen, wenn sie ihn sehen.“

Aber der alte Muß gab sich nicht so schnell geschlagen. „Das Alte soll man

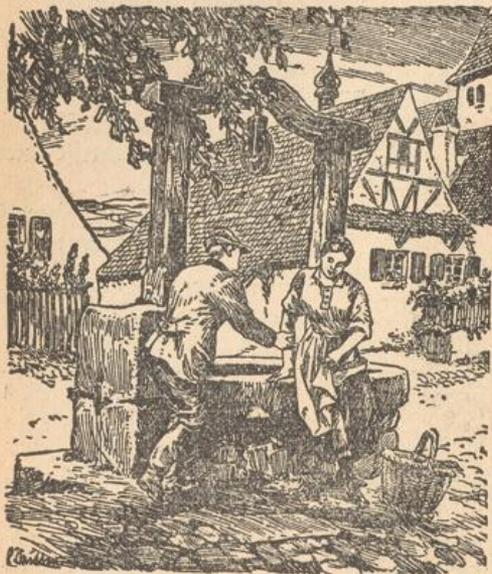
ehren“, knurrte er und ein paar Grauköpfe nickten mit den Köpfen, „laß den Brunnen stehen, Jörg.“

Der junge Bauer schüttelte den Kopf. Seit Monaten versuchte er, das alte Dorf zu verschönern. Hatte auch schon manches geleistet. Hatte erreicht, daß die uralte unbenutzte Scheune vom Huber umgelegt wurde und der Blick ins Tal wieder frei wurde, hatte es geschafft, daß der sumpfige Bach wieder sauber von Unrat wurde, aber jetzt, aber hier bei dem alten Ziehbrunnen versagte alles, was er vorbrachte. Die Alten wollten einfach nicht. Mußte an irgendetwas liegen. Aber an was?

Der junge Bauer ging über den mondbeschienenen Weg nach Hause. Wollte den Vater fragen, der geruhsam auf dem Altenteil saß.

Der Alte schmauchte seine Pfeife und blickte seinen Sohn mit seinen ernstesten Augen ruhig an.

„Ich verstehe es nicht“, meinte der Junge und knallte die Hand auf den Tisch, „sie sträuben sich und ich weiß nicht weshalb. Was soll das alte Brunnengerüst an unserer Straße, über die die modernsten Kraftwagen fahren. Der Ziehbrunnen verunziert doch die ganze Gegend.“



„Wie schöne Augen du hast, Lisa.“

„Es ist ein Geheimnis um den alten Brunnen“, lächelte der Alte.

„Ein Geheimnis?“ staunte der Sohn und schüttelte ungläubig den Kopf. „Vater du spinnst.“

„Es ist schon so“, beharrte der Alte geheimnisvoll, „der alte Muech weiß es, viele wissen darum, auch deine Mutter und ich.“

„Muech du?“ entgegnete der junge Bauer und starrte seinen sonst so klugen Vater an. „Muech du?“

„Muech ich“, fuhr der Alte fort, „wenn man sich in manchen Nächten über den Brunnen beugt, dann klingt es aus der Tiefe wie ein Lied.“

„Vater“, lachte der junge Bauer, „du erzählst ja Märchen.“

„Ich weiß, was ich weiß“, grunzte der

Alte und dampfte den Rauch gegen die Decke, aber er gab keine Antwort mehr.

Am nächsten Tage fuhr der junge Bauer in die Stadt und blieb bis gegen Abend. Dann kutscherte er über die Felder zurück. Noch lag der letzte Schein der Sonne wie ein goldgelber Streif am Horizont, eine seltsame Stimmung schwang in der Luft. Die ersten Häuser des Dorfes tauchten auf und dort, dort lag ja auch wieder dieser niederträchtige . . . aber was war denn das? War da nicht wer?

„Lisa“, rief der junge Bauer, „Lisa, was machst du denn hier?“

„Ich mache den Brunnen wieder schön“, lachte das Mädel und zeigte auf Arme von ausgerupftem Gras, „er hatte ein so garstiges Kleid um und deshalb magst du ihn nicht mehr leiden. Morgen wollen wir seine zerbrochene Mauer ausfliden und dann wird wieder wie einst . . .“

Sie stochte plötzlich und ein verräterisches Rot stieg in ihre Wangen. „Wieder wie einst“, staunte der Bauer und faßte ihre Hand, „glaubst du etwa auch an diesen Unsinn mit dem Lied?“

„Es ist kein Unsinn, Jörg“, sagte sie leise und beugte sich über den Rand, „hörst du nichts?“

Der junge Bauer lehnte den Oberkörper über den Rand, doch er ließ ihre Hand dabei nicht los. „Wie schöne Augen du hast, Lisa“, sagte er leise.

„Hörst du nichts?“ fragte sie noch einmal.

Er lauschte. Und plötzlich hörte er, wie das Blut rauschend in seinen Adern sang. „Ja“, flüsterte er, „Lisa, ganz deutlich höre ich es.“ Zärtlich legte er ihren Kopf an seine Brust.

Der Ziehbrunnen blieb neu hergerichtet als Schmutzstück mitten im Dorf. An den Abenden fand sich auch wieder die Jugend bei ihm ein. Wie einst.

Nur wenige aber und nur Verliebte hörten in Vollmondnächten aus seinem tiefen Schacht das summende Lied der ewigen Liebe.

Des Hinkenden Standrede über die Kolonialfrage



Wieder, wie alljährlich, ist der Sommer mit seiner Arbeit und Mühe dahingegangen. Wieder hat der Bauer die Frucht des Jahres geborgen, die Scheunen sind voll goldener Ähren, der abgeerntete Acker liegt in rauher Scholle und harret des silbernen Schnees als des warmen Mantels gegen den klingenden Frost, um auszuruhen zu kommender Tracht.

Da fliegt eines Tages dem Löwenwirt die Nachricht auf den Tisch, daß der Hinkende in naber Sicht sei und zu seinen Bauern über die Kolonialfrage sprechen wolle.

Wie ein Lauffeuer verbreitet sich die frohe Kunde, hat sie doch der Wirt dem Lehrer und dem Ortsbauernführer weitergegeben, damit fern und nah wisse, daß ihr Freund und Bevatter aus Lahr bald komme.

Des Abends in den Spinnstuben geht ein Raunen: „Was mag uns der Hinkende denn wegen der Kolonien zu sagen haben? Wir wissen ja, wie notwendig wir sie brauchen — der Führer hat es oft genug betont, aber unser alter Freund wird sicherlich Einzelheiten vortragen, die uns noch unbekannt sind.“

Der Brüdernjörg und der Moosbauernsepp treffen sich im Wald beim Holzfahren und kommen auf den in Aussicht stehenden Vortrag ihres alten Freundes

zu sprechen. „Ja“, meint der Sepp, „mein Ohm, meines Vaters Bruder, zog vor langen Jahren gen Afrika, weil ihm die ererbte Scholle zu klein schien. Zu dem von ihm ersehnten Bauernhof kam er aber nicht, denn sein Blut düngte den afrikanischen Sand am Waterberg, und so kam er nimmer heim.“

Als dann der Hinkende beim Löwenwirt eingekehrt war, begann ein großes Wandern zum „Löwen“: Bauern und Bäuerinnen, Burschen und Mädchen. Auf den Höfen bleiben nur die Alten zurück, zusammen mit dem getreuen Hektor und Phylax.

Der Wirt bekommt es mit der Angst. Wo soll er alle diese Menschen unterbringen? Der große Tanzsaal ist zum Brechen voll, in der Wirtsstube ist kaum mehr ein Stuhl frei, alle Zugänge sind besetzt, und vor den Fenstern drängt sich die Jugend.

Der Lehrer Gast hat ein wenig geruht, um von seiner Wanderung zu verschonauken und sich zu sammeln. Dann tritt er unter seine Freunde, grüßt mit Handschlag rechts und links, setzt sich, stopft sein Pfeifchen, raucht behaglich und beginnt: „Wie ich schon schrieb, will ich heute zu Euch über die Kolonialfrage reden. Gar mancher wird bei sich gedacht haben, was ihn die Kolonien schon angehen. Den einzelnen wenig, aber das ganze Volk um so mehr. Wie Ihr wißt, nahm uns der Schandvertrag von Versailles alles, aber auch restlos alles weg. Was wir an Vieh abgeben mußten, ist noch in Euer aller Gedächtnis. Denn Ihr traget ja noch heute an diesem bedenklichen Ueberlast. Wir verloren aber auch weite Landstrecken; denkt an das Elsaß, Teile von Schlessien, von Schleswig-Holstein, von Westpreußen. Wir mußten das Verbot auf uns nehmen, niemals ein großes Heer mit allen starken Waffen der letzten Kriegsjahre auszurüsten und zu unterhalten. Unsere herrliche Flotte, die

von Sieg zu Sieg gefahren war, sank in Scapa Flow ins kühle Wellengrab. Der Franzmann besetzte das Ruhrgebiet, Litauen nahm sich das Memelland, und die Großmächte raubten unsere überseeischen Besitzungen, auch Deutsch-Ostafrika, obwohl dieses Land unter seinem



Hilfer Franz von Epp,
Führer des deutschen Kolonialkriegerbundes.

heldenmütigen Führer, General von Lettow-Vorbeck, sich bis zum letzten bitteren Ende tapfer und siegreich gehalten, weder ausgehungert noch geschlagen war.

Mit diesem Schandvertrag von Versailles hatte das deutsche Volk aber auch seine Ehre verloren, das höchste Gut, das ein Mensch oder ein Volk besitzt. Ein altes Sprichwort besagt: Ehre verloren, alles verloren. Daher ging es mit uns Deutschen immer und stetig bergab, bis Adolf Hitler 1933 die schleppenden Zügel der Regierung ergriff, um uns allmählich wieder aus dem Dreck in die Höhe zu führen.

1935 kehrte das Saargebiet zum Reich zurück. Im gleichen Jahr wurden die Allgemeine Wehrpflicht und die Arbeitsdienstpflicht eingeführt. Ein Jahr darauf

übernahm der Führer den Schutz aller Reichsgrenzen, indem er die von Truppen entblößten Gebiete im Westen wieder besetzte. Damit war der von Vaterlandsverrättern, Juden und Judengenossen, unterschriebene und angenommene Vertrag von Versailles aufgehoben, wenigstens soweit er sich auf Europa bezog. Am 30. Januar 1937, vier Jahre nach der Übernahme der Regierung durch den Nationalsozialismus, erklärte unser Führer Adolf Hitler in feierlicher Form die Kriegsschuldlüge seitens des deutschen Volkes für null und nichtig und zog die deutsche Unterschrift, die sich unter dem Versailler Diktat befand, zurück. Damit war die Ehre des deutschen Volkes aus eigener Kraft und durch eigenen Willen wieder hergestellt. Vor zwei Jahren vereinigte der Führer die heutige Ostmark und den Sudetengau mit dem Reich und rettete so diese beiden Länder vor dem Kommunismus. Das Großdeutsche Reich war entstanden.

Seit Jahren erinnert Adolf Hitler immer und immer wieder die führenden Staatsmänner der sogenannten Mandatsmächte an ihre moralische Verpflichtung, die widerrechtlich 1918 geraubten Kolonien an Deutschland zurückzugeben. Erst dann könne ein wahrer Frieden unter allen Völkern eine bleibende Statt finden. Dabei betont er aber auch stets, daß wir einzig und allein diejenigen Besitzungen in Übersee zurückfordern, die dem Deutschen Reich vor dem Weltkrieg gehörten und uns durch die koloniale Schuldlüge entrisen wurden. Niemals erheben wir dagegen Ansprüche auf Kolonien anderer Länder, wie das Weltjudentum stets behauptet."

Der Vortragende unterbricht seine Rede, um sich kurz zu erholen.

Da meint der Sepp: „Was verstehst du denn unter der kolonialen Lüge?“

„Als Deutschland in den achtziger Jahren“, fährt der Hinkende in seinem Vortrag fort, „seine Kolonien erwarb, waren diese Gebiete scheinbar für die Besitzer der übrigen Gegenden in Übersee wertlos,

andernfalls hätten wir unsere Kolonien niemals bekommen. Mit deutschem Fleiß, deutschem Blut, deutschem Kapital und deutscher Kraft und Ausdauer schufen wir uns Rohstoffgebiete und Raum für unseren Geburtenüberschuß. Als unsere Besitzungen in Übersee wertvoll geworden waren, als der deutsche Kaufmann überall in der Welt durch die Güte seiner Waren und die Pünktlichkeit bei der Einhaltung der Lieferverträge die Konkurrenz der anderen Länder schlug, trieb das Weltjudentum fast die ganze Welt in einen Krieg gegen uns, um diese verhaßte wirtschaftliche Gegnerschaft niederzuringen. Um uns unsere Rohstoffgebiete, die Kolonien, wegnehmen zu können, erfanden die Feindstaaten die Lüge, wir seien unfähig zu kolonisieren! Um sich einen Schein von Recht zu verschaffen, wurde behauptet, die Eingeborenen unserer Besitzungen in

Dabei haben sich in allen deutschen Kolonien gerade die Eingeborenen mit allen Mitteln für die deutsche Herrschaft einge-



Sisal.

setzt, ich erinnere nur an Deutsch-Ostafrika, selbst bis zum Tode! Befragt wurde tatsächlich kein Eingeborener! Seine Antwort hätte anders gelaute!

Heute behaupten diese Mächte: die Welt sei verteilt! Wenn Deutschland Kolonien haben wolle, so könne ihm ein anderer welche geben, nur sie nicht. Heute verfügen fünf Länder über zwei Drittel der ganzen Erde: England, Frankreich, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Holland und die Sowjetunion, während das eng besiedelte Deutschland über keinen Besitz in Übersee verfügt, ein Volk ohne Raum! In Frankreich z. B. wohnen je Quadratkilometer nur 8,6 Menschen, in Deutschland dagegen 140,21. In Übersee aber liegen seine alten Kolonien, die es sich ehrlich erwarb, nicht Stahl, mit unerschlossenen Erzlagern und allen Möglichkeiten für landwirtschaftliche Rohstoffherzeugung!

Adolf Hitler hat über sechs Millionen Arbeitslose in Arbeit gebracht! Wenn uns das Weltjudentum, denn dieses ist in allen anderen Ländern die treibende Kraft, unsere Kolonien auf die Dauer verweigert, wächst die Deutsche Rohstoffnot. Zwar hat das Reich durch Hermann Göring die künstliche Rohstoffherzeugung in die Hand genommen und mit allen Mitteln gefördert, doch hat die Natur die Grenzen hierin beschränkt. Da die jüdischen Hezer dem deutschen Ausfuhrhandel



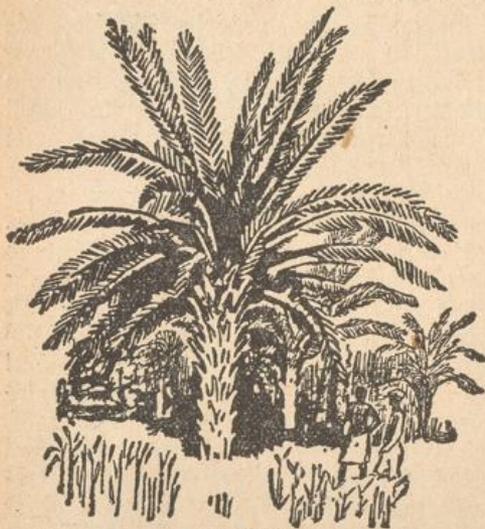
Kokosernte.

Übersee hätten erklärt, sie freuten sich über ihre Befreiung aus dem deutschen Joch und wollten niemals dahin zurückkehren.

in aller Welt Abbruch zu tun versuchen, brauchen wir neue Absatzgebiete, die uns wiederum unsere Kolonien in reichem Maße bieten können. Deutsche Kolonien sind daher eine deutsche Lebensnotwendigkeit!"

Der Brückenjörg ist den Ausführungen des Freundes aus Lahr aufmerksam gefolgt, hat den Kopf bald da geschüttelt, bald dort. Schließlich meint er besinnlich: „Du könntest uns aber auch sagen, was eigentlich alles aus den Kolonien zu holen ist.“

„Sörgle, Sörgle“, sagt der Hinkende, „kannst du nicht warten? Deinem Wunsch will ich aber entsprechen. Zunächst schide ich die Namen unserer Kolonien voraus und die Gegenden, in denen sie liegen: Daß Deutsch-Ostafrika und Deutsch-Südwestafrika im schwarzen Erdteil Afrika



Dattelpalme.

liegen, besagt schon ihr Name. Dort befinden sich aber auch noch Togo und Kamerun. Im Raume zwischen Ostasien, Australien und Amerika liegen Deutsch-Neuguinea, Samoa, Nauru und eine Reihe von Inselgruppen, die den Sammelnamen Mikronesien führen.

Togo, Kamerun und Deutsch-Ostafrika liefern uns den so sehr beliebten Kaffee und Palmöl, die beiden ersteren und Samoa Kakao, den wir für die Leder-

mäuler zur Schokolade benötigen. Kopa kommt aus Togo, Kamerun und Mikronesien, Baumwolle aus Togo und Ostafrika, Bananen, der Obstersatz, aus Kamerun und Samoa. Togo liefert noch Mais, Tapioka und Kapok. Tapioka eßt ihr oft in der Suppe, Kapok nimmt man als Ersatz für Rohhaar in die Matten. Südwestafrika liefert die wertvollen Persianer oder Karakulfellen, außerdem Schafe, Rinder, Fleisch- und Fischkonserven, Walfischtran und Butter, Schaf- und Ziegenwolle, wertvolle Erze und Diamanten, letztere finden sich auch in Deutsch-Ostafrika. Kamerun, Südwest- und Ostafrika liefern Häute und Felle. Aus dieser Kolonie kann man beziehen: Erdnüsse, Sesam, Wachs, Reis, Elfenbein, Gold, Kopal, das wir zur Firnisbereitung benötigen, dann Zinn, Salz und Sisal, woraus wir Tauere drehen. Phosphate, die wir dem Acker als Düngung zuführen, finden sich in reichen Lagern auf der Insel Nauru und in Mikronesien. Kurz, unsere Kolonien könnten uns alles liefern, was wir heute teuer, teuer bezahlen müssen.

Das Judentum posant in die Welt, wir sollen auf unsere Besitzungen in Übersee verzichten, da ja alles käuflich zu erwerben sei. Zum Kaufen aber braucht man Devisen, die wir nicht oder nur sehr beschränkt haben. Unter diesem Sammelbegriff versteht man Gold als Zahlungsmittel oder goldwertbeständige Wechsel, die wir nicht geben können, weil wir in der Reichsbank kein Gold zur Deckung liegen haben, zumal uns das Diktat von Versailles unsere Goldbestände wegnahm. Unsere Zahlungsmittel stützen sich auf die deutsche Arbeit! Devisen können wir nur durch die Ausfuhr von Maschinen usw. erwerben. Wird die Ausfuhr aber durch das Weltjudentum beschränkt, so können wir keine Rohstoffe mehr im Ausland kaufen, unsere Arbeiter verlieren zum Teil ihre Beschäftigung, und überall tritt Mangel und Not ein. Dies aber ist letzten Endes das ersehnte Ziel Aljudas. Machen sich die Großmächte vom Einfluß der Juden frei, dann besteht die Aussicht,

daß wir unsere Besitzungen in Übersee zurückerhalten. Einmal muß die Wahrheit siegen! General Ritter von Epp, Bayerns Reichsstatthalter, der selbst in jungen Jahren in Südwestafrika für den Bestand dieser deutschen Kolonie kämpfte, sagte bei der Einweihung der ersten kolonialpolitischen Schulungsstätte in Ladeburg bei Berlin: Die Inangriffnahme zur Vereinigung dieser Angelegenheit liegt nicht bei Deutschland, sondern bei allen denen, die für die Wiederaufnahme der Wiedergutmachung verantwortlich sind, nämlich bei den Mandatsinhabern unserer Gebiete. Wenn die Führung des Dritten Reiches uns wieder kolonialen Lebensraum verschafft haben wird, muß ein kolonialbegeistertes Volk vorhanden sein, das diesen Besitz als sein Eigentum festhält. Wir kämpfen für die Wiedererstehung unserer kolonialen Macht und unserer kolonialen Tätigkeit, eingeleitet und geführt von Adolf Hitler!"

Der Hinkende verhält in seiner Rede. Es ist ihm warm geworden. Trotz allen Lüftens sind die Räume voll eines Qualms, der kaum zu durchschneiden ist. Je mehr der Bauer wach gerüttelt wird, je lebhafter qualmt die Pseife.

"Gebatter", meldet sich der Moosbauersepp zum Wort, "Ihr nanntet soeben den Namen General von Epp. Ist das derselbe, der am Waterberg eine Kompanie der Schutztruppe führte? Mein Ohm, wir haben seine Briefe immer noch aufgehoben, schrieb damals, sein Kompaniechef heiße Epp."

Der Hinkende säumt mit der Antwort. Die Zeit ist vorgeschritten, viel hätte er noch zu berichten. Wo soll er ein Ende finden? Diese Zwischenfrage weist ihm den Weg.

"Du hast es erraten, Sepp", fährt der Hinkende fort, "jener Oberleutnant und spätere Hauptmann ist Bayerns erster Reichsstatthalter. Zur Niederwerfung des Aufstandes der Hereros und Hottentotten in den Jahren 1904—1908 kamen große Truppenverbände nach Deutsch-Südwestafrika. Viele Tapfere fielen für das Land



Bananenernte.

und seine aufstrebende Wirtschaft. Noch mehr kehrten insolge Krankheit oder Verwundung nach der Heimat zurück, aber gar mancher blieb drüben unter dem Kreuz des Südens, kaufte sich eine Farm, nahm ein deutsches Mädel zum Weibe und schuf Werte für den Welthandel. Wir sehen diese oder ähnliche Vorgänge überall in der Welt, nicht nur in den deutschen Kolonien. Zuerst betritt ein Kaufmann fremden Boden. Er beginnt, der Sprache der Eingeborenen noch nicht mächtig, mühsam diese zu lernen. Die erste Verständigung erfolgt durch die Zeichensprache wie bei den Taubstummen. Aber

Niemals werden wir Verzicht leisten auf jene Rechte, die für eine große Nation unveräußerlich sind und bloß von einem kleinen Geschlecht kleinster Politiker verhökert werden konnten. Diese Politiker aber waren vergänglich, und Deutschland ist ewig!

Adolf Hitler am 5. IX. 1934 in Nürnberg.

allmählich finden sich Worte. Der Verstand des Weißen forscht bestimmten Ausdrücken des Farbigen nach, behält sie im Gedächtnis und wendet sie fittgemäß an. Und spielend fast hat er die ihm bis dahin völlig fremde Sprache erlernt. Der Weiße aber geht noch weiter. Was er an Worten



Kautschuk.

hört, bringt er zu Papier mit der deutschen Übersetzung: so entsteht im Laufe von Monaten und Jahren ein Wörterbuch und endlich eine Grammatik einer bis dahin völlig fremden Sprache."

Seit Mitte des vorigen Jahrhunderts hatten sich an den noch freien Plätzen an der Westküste Afrikas Kaufleute aus Bremen und Hamburg niedergelassen und hatten mit den dort lebenden Eingeborenen Handel angefangen. Das Jahr 1884 ist das Geburtsjahr der deutschen Kolonialmacht. Der damalige Reichskanzler, Fürst Bismarck, folgte dem drängenden Ruf dieser weitblickenden Kaufleute und Hanseaten, schickte den hierfür ernannten Reichskommissar Doktor Nachtigall mit Kriegsschiffen nach Afrika und nahm die Besitzungen der Deutschen unter des Reiches Schutz. So wurden Togo und Kamerun auf friedlichstem Wege für Deutschland gewonnen. In Südwest-

afrika hatte sich der Bremer Kaufmann Adolf Lüderik bereits 1882 entschlossen, Handelsniederlassungen anzulegen. Am 24. April 1884 schickte Fürst Bismarck dem Deutschen Konsul in Kapstadt ein Telegramm des Inhalts: 'Nach Mitteilungen des Herrn Lüderik zweifeln die englischen Kolonialbehörden, ob seine Erwerbungen nördlich des Oranjesflusses auf deutschen Schutz Anspruch haben. Sie wollen amtlich erklären, daß er und seine Niederlassungen unter dem Schutze des Reiches stehen.' Im August des gleichen Jahres erschienen die deutschen Korvetten 'Elisabeth' und 'Leipzig' und nahmen das weite Land endgültig für uns in Besitz. 1885 landete der erste deutsche Reichskommissar für Deutsch-Südwestafrika, Doktor Göring, in der Kolonie, der der Vater unseres Feldmarschalls Hermann Göring ist. Auf die gleiche friedliche Art erwarb das Reich auch seine Kolonien in der Südsee.'

Etwas anders vollzog sich der Erwerb von Deutsch-Ostafrika. Das ganze Gebiet lag in den Händen des Islam, der von dort seine Sklaven und Elfenbein bezog. In der Hand der Sklavenhändler befanden sich bereits 1840 Tabora und Udsjidji. Tippu Tib war deren Hauptführer. Bis zum Jahre 1884 hatten so ziemlich alle Nationen ihre besten Forschungsreisenden gerade in jene Gegenden geschickt. Ich nenne nur Namen wie Livingstone und Stanley. Doktor Carl Peters aber blieb es vorbehalten, das reiche Land dem Reiche zu erwerben. Nach Vollendung seiner Studien auf deutschen Universitäten weilte er bei seinem Onkel in London, wo er den ungeheueren Wert überseeischer Besitzungen für ein Land kennen lernte. Bei seiner Rückkehr nach Berlin 1883 versuchte er, die Reichsregierung für einen Erwerb von Ostafrika zu gewinnen. Vergeblich. Darauf gründete er mit 32 Herren die Gesellschaft für deutsche Kolonisation und hielt über dieses Thema überall Vorträge. Unter anderem führte er aus, daß das Reich für etwa zweihunderttausend Auswanderer im Jahre Neuland benötige,

damit dieses wertvolle Menschenmaterial der Nation nicht verloren gehe.

Im September 1884 beschloß diese Gesellschaft die Entsendung einer Expedition unter Doktor Carl Peters, Doktor Jühke, Graf Pfeil und dem Kaufmann Otto aus Hamburg nach Sansibar. Mitte November erfolgten die Besitzergreifungen der vier wertvollsten Landschaften durch Verträge mit ihren Häuptlingen. Als äußeres Zeichen wurde überall die deutsche Flagge gehißt. Bereits im Februar 1885 erteilte das Reich seinen Schutzbrief für die erworbenen Teile Ostafrikas. Darauf erfolgte die Gründung der Deutschen Ostafrikagesellschaft, der die Erschließung des weiten Landes oblag.

Zum Schluß will ich noch kurz die Zahlen streifen, die uns über die Anwesenheit deutscher Volksgenossen in den einzelnen Kolonien Aufschluß geben. 1914 lebten in Togo 372 Deutsche, 1938 dagegen nur 20. In Kamerun fanden sich 1537, dagegen 1938 nur 540. In Deutsch-Südwestafrika arbeiteten vor dem Weltkrieg 14 816, wobei Schutztruppe und Polizei nicht mitgerechnet sind, vor zwei Jahren nur noch 13 000. In Deutsch-Ostafrika hatten sich 4866 niedergelassen, während sich 1938 nur noch gegen 2500 fanden. In Deutsch-Neuguinea, Mikronesien und



Watussireind (Hausrind in Ostafrika).

Nauru zählte man 1278 gegen 442. Nur in Samoa hat sich die Zahl der Deutschen auf 500 gehalten.

Es wäre ein großer Irrtum, anzunehmen, daß hieran etwa eine Verminderung der Güte oder Ertragsfähigkeit die Schuld trägt. Die alleinige Schuld daran tragen die Mandatsmächte! Mit bewun-

dernswertem Mut und unvergleichlicher Ausdauer strebten die waffenfähigen Deutschen aus den Kolonien bei Ausbruch des Krieges zur Heimat, um dort ihrer Kriegspflicht zu genügen. Deren Farmen und Plantagen wurden mit un-



Karakul-Bock mit Jungen.

erhörten Kriegssteuern belegt, während der Kampfhandlungen in den Kolonien selbst in jeder Hinsicht verwüstet, Brunnen gesprengt, meist mehr als es die kriegerischen Unternehmungen erforderten. Eine sehr große Anzahl Deutscher, die in den überseeischen Besitzungen das Land gegen die dort eingedrungenen Feinde verteidigt hatte, wurde aus fadenscheinigen Gründen ausgewiesen. Als dann der Weltkrieg in Europa sein trauriges Ende gefunden hatte, erhielten einzelne durch die Mandatsmächte zwar die Erlaubnis, nach den Kolonien zurückzukehren, doch war dies den wenigsten möglich, da ihr Vermögen in Übersee zerstört war, sie in Deutschland mittellos lebten und auch nicht die Möglichkeit besaßen, Gelder allein für die Überfahrt flüssig zu machen, noch weniger die auferlegten Kriegssteuern zu entrichten, zumal durch die Inflation in Deutschland die Ersparnisse zum Teufel gegangen waren. Auch hier sehen wir wieder die weitreichende Hand des Weltjudentums!"

Der Hinkende ist mit seinen Ausführungen über die Kolonialfrage zu Ende gekommen. Die lautlose Stille, die seine Ausführungen begleitete, hält noch einige Zeit an. Der Brüdenjörg und der Moosbauersepp nickten sich verständnisinnig zu, wagen aber kein lautes Wort, nur die Pfeifen qualmen.

„Zu den Ausführungen unseres lieben Hinkenden möchte ich noch einiges nachtragen“, ließ sich der Ortsbauernführer vernehmen, „zumal ich neulich einen alten Afrikaner sprach. Die Unvernunft der Heimat erschwerte in den Jahren vor dem Weltkrieg unseren Überseern ihre Arbeit und ihr Leben. Ein jeder Unternehmer weiß, daß er in ein Geschäft zunächst reichliche Geldmittel stecken muß, bevor er einen Ertrag buchen kann. Die deutsche Regierung der Vorkriegszeit war durch den Reichstag derart geknebelt, daß nur dessen Wille maßgebend war. Daher soll-

ten unsere Kolonien große Gewinne abwerfen, aber möglichst wenig kosten.

Heute, unter unserem weitsichtigen Führer Adolf Hitler, wissen wir, daß ein solcher Unsinn nicht mehr möglich ist. Der Hinkende hat ein Wort des alten Afrikaners, General Ritter von Epp, angeführt: ‚Wir sollen bereit sein, unsere Kolonien in unser Reich und Volk wieder einzugliedern, doch den Zeitpunkt wird unser Führer bestimmen.‘ Seiner wollen wir auch in dieser Stunde gedenken mit dem Gelöbniß, bereit zu sein, wenn er ruft.“

Zwei an einer Baumsäge / Von Karl Springenschmid

Stoben im Heideggwald schnarcht die große Baumsäg. Der Girg, der herüber hinzieht, und der Lüd, der drüber herzieht, das sind zwei Holzknecht, wie man nit leicht zwei bessere findet, versteht sich, wenn zwei Menschen Tag für Tag, einen langen Sommer lang, an der gleichen Baumsäg ziehen, wenn sie mit ihren Schlegeln die gleichen Eisenkeile eintreiben und miteinander die gleichen Bäume schmeißen, wenn zwei Menschen, sag ich, ihre Arbeitsschicht auf Halbscheid auszahlen lassen, weil jeder weiß, daß der andere grad so fest bei der Sach ist wie er selber, dann werden sie sozusagen ein Leib und eine Seele.

Es geht alles seinen besten Gang sieben Wochen lang.

Da, grad wie der erste Tag in der achten Woche um ist und sie niedersteigen von der Schicht zu ihrer Hütten, liegt auf einmal mitten in dem stillen Sommerabend ein glodenheller Jodler. Über die Alm springt er her, hallt durch den Heideggwald und hupft hinauf zur Gamswand, purzelt wieder zurück und springt wieder auf und sofort.

„Dös ischt die Moidl“, sagt der Girg.

„Ja, dös ischt sie!“ sagt der Lüd.

Dann gehen sie wieder weiter.

Nach einer Weile bleibt der Girg

wieder stehn und loost in den Abend hinaus, wie der Jodler so wunderschön klingt. Aber dann fährt er plötzlich auf und sagt schnell: „Aus die Weibsleut mach i mir gar nix!“

„J ah nit!“ sagt der Lüd.

Sie kommen zur Hütten hin, und jeder tut, was seine Sach ist. Der Girg setzt das Feuer unter den Dreifuß und stellt die Schmarrnspfann auf, er schlägt die Eier ein und rührt das Mehl an. Der Lüd richtet das Feuerholz, schneidet die Scheiter zum Unterzündn, er trägt das Wasser zur Hütten und wäscht die Schlüssel aus.

Dann essen sie beim schönsten Feierabend, karten noch eine Weile im besten Frieden und steigen dann, wie der Nachtvogel das drittemal schreit, auf ihre Pritschen ins Heu.

Mitten in der Nacht hat der Girg einen wunderschönen Traum. Der ganze Heideggwald ist ein einziger Klang, so tanzen die Jodler daher, und oben in den Bergen ist die ganze Welt ein Hall und Widerhall.

So schön tut das alles, daß er aufwacht.

„Lüd!“ sagt er und greift nebenan ins Heu.

Er tappt ins Leere. Der Lüd ist nit da. —

Am andern Tag geht die Baumsaag nit mehr so gut.

„Tue nit so reißen!“ sagt der Girg.

„I reiß bloß, weil du so druckst!“ sagt der Luch.

„I mueß ja so drucken, wann du so reißt, du Dolm!“ schreit der Girg.

„Dolm!“ schreit der Luch.

Und das Wort bleibt zwischen ihnen stehen, den ganzen Tag lang. Sie reden nichts anderes mehr miteinander. —

Dann kommt die Nacht. Sie steigen ins Heu und legen sich nieder.

Mitten im besten Schlaf steht der Luch auf und greift heimlich um seine Nagelschuh, die auf der Herdstang hängen. Aber wie er so durch die Finsternis tappt, spürt er, daß dem Girg seine Schuh nicht mehr oben hängen.

„Girg!“ sagt er und greift nebenan ins Heu.

Aber er tappt ins Leere. Da schüttelt er den Kopf und hängt seine Nagelschuh wieder auf die Herdstang hin und schlaft weiter. —

Am andern Tag geht die Baumsaag noch viel schlechter.

„Hiez reißt aber du!“ schreit der Luch, „und ganz narrisch!“

„I reiß gar nit ärger, wia du gestern g'rissen hascht!“ schreit der Girg.

„Wer sagt dös, daß i gestern g'rissen hab?“

„I sag dös, du Depp!“

„Depp!“

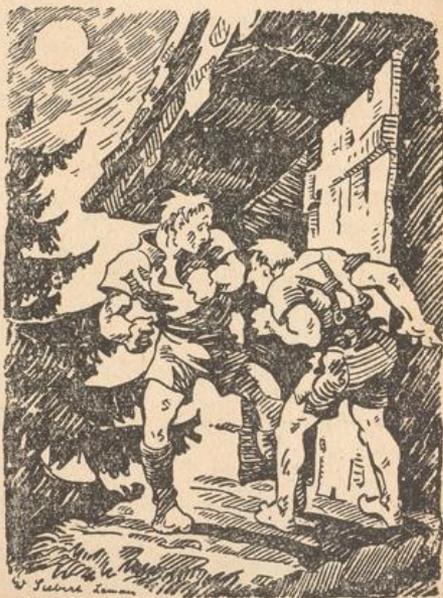
An diesem Abend macht jeder sein eigenes Feuerl und kocht seinen eigenen Schmarren. Und wie sie ins Heu kriechen, verschließt sich jeder in ein anderes Eß. Schlafen kann keiner nit.

In der Nacht, wie der Luch auffspringt, hinaus ins Mondlicht, steht der Girg schon da: „Wo gehst hin?“ fragt er und verstellt dem Luch den Weg.

„I geh hin, wo i will!“ sagt der Luch und schiebt den Girg auf die Seiten. Da fassen sie sich an. Mitten in der einsamen

Waldnacht beginnen sie zu raufen, langsam, wie es ihre Art ist, aber ausdauernd und zäh.

Sie legen sich ihre Fäuste um die Gurgeln und stemmen sich in die Kniekehlen. Über die Baumwurzeln stolpern sie und walgen mitten in den Waldboden



„Wo gehst hin?“ fragt der Girg und verstellt dem Luch den Weg.

hinein. Sie keuchen alle zwei, wie sie keuchen, wenn sie mitsammen einen schweren Baum schmeißen müssen? Aber sie lassen einander nit aus.

Nach einer langen Zeit, wie sie schier keine Luft mehr im Brustkasten haben, schnaufen sie beide fast zur gleichen Zeit heftig und sagen: „Hascht gnue?“ Und jeder sagt schnell drauf: „Na!“

Und dann fliegen sie einander wieder an. Da — auf einmal mitten im besten Raufen lassen sie gleichzeitig aus und loosen. Es liegt ein süßer Jodler in der Luft und tanzt über die Baumwipfel herab.

Da sagt der Luch: „Heunt magst lang jodeln, Weibsmensch, falsches!“

„Ja, heunt is dö ganze Jodlerei umfünfst, Weib, grundschlechtes!“ sagt der Birg.

Da meint der Lüd: „So a Tramp! kunt die besten Kameraden auseinand bringen!“

„Ja, so is!“ sagte der Birg, „aber uns zwoa nit!“

„Na, uns zwoa nit!“ sagt der Lüd.

Und dann gehen sie mitsammen in die Hütten und legen sich nebeneinand ins Heu und schlafen die Nacht aus, ruhig und fest.

Und am nächsten Tag geht die Baumfäg wieder so gut, wie sie schon lang nicht mehr gegangen ist.

Der Pfingsttag / Von Margarete Schiefl-Bentlage

In einer verlassenen StraÙe — mit alten Birken zu beiden Seiten —, die zwischen offenem Bruch und sumpfigem Erlendickicht dahinläuft, steht das Wirtshaus „zum Blind“, welches eigentlich ein Bauernhof ist. Weil aber der Hof klein ist, betreibt er nebenbei eine Schankwirtschaft für Fuhrleute und für die Leute aus der Umgebung. Die wenigen Äcker, die zum Hofe gehören, bewirtschaftet ein



In Hemdsärmeln und mit der langen Pfeife hat sich der alte Dierk über die untere Hälfte der Haustür gelegt.

Knecht, das Haus besorgt eine Magd, und die Schänke versteht der alte Dierk, „Blinddierk“ genannt, der Besitzer des Hofes und der Schänke, ein alter Mann ohne Angehörige.

Pfingstmorgen ist es.

Zur einen Seite der StraÙe, im weiten Bruch — zwischen einzelnen Weidenbüschen auf hellgrünen Wiesen — weiden, so weit das Auge sieht, schwarz und weiß gefleckte Rinder. Zur anderen Seite der StraÙe — daß es schallt — schlagen unzählige Nachtigallen im dichten jungen Laube über den Sümpfen, aus welchen modrige Dünste herüberkommen, vermischt mit Gerüchen von blühenden Maiglöckchen, und die sonst so stille StraÙe selber widerhallt heute vom Lachen und Gesang der Wanderer und der Leute, welche im birkengeschmückten Leiterwagen oder in frischlackierten Kutschen ihren Pfingstausflug machen.

Aber keiner kehrt heute im Wirtshaus „zum Blind“ ein, und soviel der alte Dierk auch ausschauen mag, alle haben sie heute ein schöneres Ziel als sein einsames Wirtshaus an der StraÙe.

Er hat die obere Hälfte der Haustür geöffnet und sich über die untere Hälfte nach draußen gelegt, in Hemdsärmeln und mit der langen Pfeife, die er außen vor der Tür herabhängen läßt. Hinter ihm scheuerte die Magd noch den Fußboden aus roten Badsteinen fertig.

In der Stube, in welcher es ganz grün und dämmerig ist von dem vielen neuen Laube hinter den Fenstern, ist frischer Sand gestreut, und sie ist ganz ausgepust mit Birkenzweigen, auf denen noch der Morgentau liegt. Draußen ist es aber noch nicht heiß genug, daß Dierk in dieser kühlen Stube sein mag. Durch das dichte

Blätterdach über seinem Hause ist es darinnen ganz dunkel und kühl, daß Dierk manchmal zusammenschauert, und von dem feuchten Backsteinboden hinter ihm und unter seinen Füßen steigt es so kalt an ihm herauf, daß er nun hinausspaziert auf die sonnige Straße, um sich zu erwärmen. Er geht aber nur vor seinem Haus hin und her, damit er da ist, wenn einer einkehrt bei ihm.

Aber niemand kehrt bei ihm ein; alle wollen sie heute dahin, wo viel lustige Menschen beieinander sind, wo sie Musik haben, und wo es schöner ist als hier bei ihm, wo er wohnt.

Fast alle, die vorüberziehen, sind ihm fremd, fast alle kennt er nicht, und als die Magd ihn ruft zum Mittagessen, da ist noch kein Schnaps und kein Glas Bier bei ihm getrunken worden, und es ist mittlerweile still auch auf der Straße, stiller noch fast als an gewöhnlichen Tagen. Ein jeder ist nun dort, wohin er gewollt hat, und bis zum Abend bleibt es nun so still; bis sie alle die Straße wieder zurückfahren und wandern müssen — an seinem kleinen Wirtshaus vorüber.

Und Dierk setzt sich hinter seine Schänke ans Fenster und schläft. Nun es draußen heiß geworden ist, gefällt es ihm gut in seinem kühlen, dunklen Haus.

Weiß und still liegt die heiße Straße vor seinem Hause.

Als Dierk erwacht, zündet er seine Pfeife an und legt sich wieder mit ihr über die halbe Tür, zu deren beiden Seiten er einen jungen grünen Birkenbaum in die Erde gesteckt hat. Er blickt gelangweilt die Straße hinauf und hinab, gähnt ab und zu stark und kommt sich alt und schon fast abgeschieden vor.

Knecht und Magd sind auch fortgegangen, und kein Mensch kommt mehr vorüber.

Die Vögel sind längst verstummt, nichts rührt und regt sich mehr als ein paar Brummer, die morgens schlafend mit den Mäien ins Haus gekommen sind und nun einer nach dem andern über seinen Kopf zurück ins Helle fliegen.

Endlich kommt wieder ein Mensch: Ein

junger Mann auf seinem Fahrrad fährt gemächlich die Straße dahin und will an seinem Haus vorüberfahren.

Dierk kennt ihn nicht, aber er ruft ihm zu: „Wo willst du hin?“, denn er hält die Stille nicht mehr aus.

Der junge Mann steigt ab, kommt auf ihn zu und sagt: Wohin er will? Nirgends will er hin! Er fährt bloß so herum.

„Dann kannst du ja ein bißchen bei mir einkehren“, sagt Dierk.

„Ja“, sagt der junge Mann, „das ist mir gleich. Das kann ich wohl.“



Sie setzen sich auf zwei Stühle und fangen eine Unterhaltung an.

Und sie gehen hinein und setzen sich auf zwei Stühle vor die Schänke, so, daß sie beide durch die offene Tür auf die Straße sehen können, und fangen eine Unterhaltung an und trinken Bier und rauchen. Dierk fragt den jungen Mann genau aus, bis er alles von ihm weiß.

„Ja“, sagt der junge Mann. Er ist gar nicht weit von hier in einem Laden an der Straße nach Dinklage Ladendiener, und fast gegenüber steht das Schulhaus. Da wohnt der alte Lehrer Thole mit seiner Tochter Meta, die seine Braut ist. Der Lehrer hat an seiner rechten Hand nur zwei Finger. Er muß bei allen den Hofbesitzern aus der Gegend die Rosen veredeln und die Obstbäume und hat auch selbst einen wunderschönen dreieckigen Garten vor dem Hause, mit zwei Larusbäumen darin, die er wie ein Huhn und einen Hahn zugeschnitten hat.

Ja, den kennt er gut und auch den Laden, wo er Ladendiener ist, sagt Dierk. Aber wenn er verlobt ist, dann muß er wohl bald wieder fort.

„Nein“, sagt der junge Mann, das braucht er nun gerade nicht, denn er ist schon sieben Jahre verlobt, und da ist das denn nichts Neues mehr. Er kann ihr ja wohl erzählen, daß er es so gut getroffen hat heute.

„So“, sagt Dierk, „du meinst, daß du es gut getroffen hast bei mir? Das hast du aber auch! Wir können gut zusammen reden. Wann ist denn deine Hochzeit?“

„Ja, das weiß ich nicht besser als du“, sagte der Ladendiener. „Der Lehrer wird diesen Sommer abgesetzt, und dann müssen sie aus dem Schulhaus heraus, und wenn sie auch eine kleine Aussteuer hat, so habe ich noch nicht so viel, daß wir damit anfangen könnten.“

„Ja“, sagt Dierk, „wenn du nicht viel hast, dann könnt ihr das ja wohl nicht.“

Es war nun Abend geworden, aber es ist draußen noch schwüler als am Tage, und von der blühenden Fliederhecke hinter dem Hause kommt ein starker Geruch herein. Nachtigallen beginnen wieder zu schlagen — voller noch als am Morgen —, und Wanderer und Wagen, welche von ihren Ausflügen zurückkommen, mehren sich.

„Was muß ich nun bezahlen?“ sagt der Ladendiener und steht auf, weil er fortfahren will.

Dierk sagt: „Du kannst das Bezahlen heute ja sein lassen; ich habe gute Gesellschaft an dir gehabt.“ Und wie er ihm die Hand gibt zum Abschied, fährt nahe am Hause ein Leiterwagen vor, und unter dem Dach von Birkenzweigen lärmt es und lacht es und schreit es laut nach Bier, und bald ist das stille Haus von Trubel erfüllt, daß Dierk nicht weiß, wohin er sich wenden soll.

Aber da ist ja der Ladendiener noch da und geht ihm zur Hand und trägt Bier und Zigarren herum, schenkt Schnaps und Liköre ein und braucht dabei so angenehme Redensarten, daß die Gäste sich immer wohler fühlen und sogar noch zu tanzen anfangen.

Als der erste Pfingsttag längst vorüber ist, denkt die Gesellschaft erst daran, weiterzufahren.

Als der Wagen endlich im Morgenrauen verschwunden ist, gibt Dierk dem jungen Mann eine Handvoll Zigarren und bittet, ihn bald wieder zu besuchen, und dankt ihm für seine Hilfe.

Der Tag ist mir so gut mit ihm vorbeigegangen, denkt Dierk und sieht dem Ladendiener nach, wie er schnell im Morgennebel untertaucht.

Zwei Wochen nach Pfingsten, ehe der Ladendiener seinen Besuch wiederholen konnte, lag Dierk im Sarge. Er war ja alt gewesen, und ob er sich nun am Pfingstmorgen erkältet hatte, als er in Hemdsärmeln auf dem nassen Backsteinboden in der offenen Haustür stand, oder ob der Zeitpunkt gekommen war, an dem er sowieso sterben sollte, das weiß man nicht, aber nachdem er sich am Morgen nach der Pfingstnacht niedergelegt hatte, war er nicht wieder aufgekommen.

Nun war er tot.

Viele Leute gingen nicht hinter seinem Sarge, denn er hatte ja keine Verwandte; nicht einmal der Ladendiener kam zu seiner Beerdigung, weil er es nicht erfuhr, daß Dierk gestorben war.

Aber bald darauf passierte etwas, was sämtliche Leute in der Umgegend ins Staunen versetzte und am allermeisten den Ladendiener selbst, nämlich, daß er allein alles erbt, was der alte Dierk hinterlassen hatte: Den kleinen Hof mit den vier Kühen, dem Pferd und den Äckern und Wiesen, das Wirtshaus „zum Blind“ mit den schönen alten Bäumen darum und noch das Geld dazu, was Dierk besessen hatte, und niemand wußte warum; das wußte bloß der Ladendiener, aber auch nicht ganz genau. —

Die vorstehende Erzählung entnahmen wir mit Genehmigung des Verlages Paul List in Leipzig dem Buche „Unter den Eichen“ von Margarete Schiefl-Bentlage, in dem uns in dichterisch meisterhafter Weise Bilder aus dem Leben eines niederdeutschen Stammes dargeboten werden. Der Band gehört zu den besten Novellensammlungen der Gegenwart. (Preis 5.50 RM.)

Was ist der Mensch, Dor Ischale?
Was bist du und ich?"

Emmerich Paschen legt dem Kumpel die Faust auf die Schulter. In der Bremskammer stehen sie und haben blutige Pietät geübt. Vor ihnen, vom Licht der Stirnleuchten grauenhaft erhellt, liegt die Leiche des Bremsjungen auf einer notdürftigen Bahre. Der Haspel, sonst ein williger Helfer der Menschen unter Tage, ein fleißiges Tier, das die vollen Förderwagen mühelos den Bremsberg heraufzog und nicht murrte, hier hat er sich auf grausame Weise ein Opfer geholt. Griff nach gewohnter Manier fest und rücksichtslos zu. Der Haspel ist kein Wesen mit Verstand und Seele, sonst hätte ihn wohl der Schrei erbarmt, der Schrei, der bis in das Aufhauen hinauf die heiße Kohlennacht erschreckte, und den Hauern vor Ort das Gezähe aus den Händen riß. Nun steht er still wie ein gefnebeltes Wildpferd, und zwischen den Zahnrädern und auf der Seiltrommel klebt junges Menschenblut.

Der Reviersteiger ist am Bremsberg. Er spricht mit Dor Ischale. Er spricht mit Emmerich Paschen. Aber das macht den Peter Stübner nicht mehr lebendig.

Ein Brett und ein Bündel Stroh, darauf liegt Peter Stübner.

„Im Füllort arbeitet Peters Vater,“ sagt Dor Ischale zu dem Reviersteiger. Er zieht seinen Grubenrock aus und deckt die Leiche damit zu. Er holt zwei graue Säcke und deckt den toten Peter damit zu. Das muß er tun, denn es wird ein harter Weg, den Weg ins Füllort, beim alten Stübner vorbei.

Zwei Kumpels tragen ein zerbrochenes Leben durch die Finsternis der Stollen. Ein mattes, zitterndes Licht ist ihr geheimnisvoller Sendbote, ein Licht, das die Finsternis hinter den Stempeln noch dunkler und drohender macht.

Wie gut und tröstlich, daß die Arbeit wie ein heißer Sang durch alle Winkel weht! Im Flöz Margaret dröhnen die Pickhämmer und wissen nichts vom grau-

samen Zufall. Kohlenzüge kommen aus dem Dunkel, gleiten polsternd an der Gruppe vorüber. Ein stummer Blick des Zugmaschinisten, die arbeitsfreie Hand greift nach der Mühe, Abschied zu nehmen von einem toten Kumpel. Dann ist der Zug vorbei. Dann ist der Gang wieder leer und schwarz, nur von den starken Hölzern des Verbaus belebt.

Vater Stübner ist Anschläger im Füllort.

Die Schlepper stoßen volle Hunde in den Korb. Stübner gibt das Zeichen. Der erste Korb faust in die Höhe. Ein zweiter Korb steht aufnahmebereit, füllt sich mit Wagen. Wieder das Klingelzeichen. Ein dritter Korb drängt aus der Tiefe des Schachtes heran, die Fracht nach dem Tage aufzunehmen. Dann schließt sich das Gitter.

Der Anschläger wendet den Kopf.

Aus dem Querschlag kommt eine seltsame Gruppe. Der Ischale und der Paschen tragen ein verdecktes Brett, sehen es im Füllort auf eine Plattenlore, fünf, sechs, acht Männer versammeln sich um den Toten. Helm Stübner läßt die Arme hängen, starrt reglos auf das Bild, das sich ihm bietet.

Der Reviersteiger spricht mit ihm. Raum hört der alte Anschläger, was der andere sagt. Er folgt mechanisch dem Befehl. Es ist ja nicht das erstemal, daß der Stübner einem toten Bergmann die Ausfahrt freigab. Da war der Heiner, den das Hangende erschlug, da waren Werner und Morgenstern, die beiden Kumpels, die vor einem halben Jahr das schlagende Wetter fraß. Man legte die Fäuste einen Augenblick übereinander, man nahm den Bart mit der Zunge zwischen die Lippen und verrichtete schweigend die traurige Pflicht. Es war schwer, daß sich die Stirn von Mal zu Mal tiefer furchte und etwas im Herzen blieb, das sich im Leben nicht mehr auswischen ließ.

Nun aber schnürt eine Angst dem Alten die Kehle zu.

Dor Ischale und Emmerich Paschen stehen neben ihm, stehen wie schützend vor der Lore, darauf der tote Bergmann liegt. Ihre Blicke gehen ins Wesenlose, da der Stübner sie anstarrt.

Wie ein leises Röcheln kommt seine Frage: „Wer ist's denn?“

„Einer aus Flöz Margaret!“ lügt Emmerich Paschen mit abgewandtem Kopf.

„Ja, einer aus Flöz Margaret!“ sagt auch Dor Ischale. „Was sind wir Menschen, Helm Stübner? Staub sind wir, Staub, der im Winde verweht! Hol's der Teufel!“

Eine List war notwendig. Eine List ist beinahe geglückt.

Der Korb steht im Füllort. Stübner öffnet das Gitter. Die beiden Kumpels stoßen die Lore mit der Menschenlast in den Korb und bleiben drin stehen. Der Alte schließt das Gitter. Gibt sein Klingelzeichen, ein anderes als sonst, da ein toter Bergmann aus der Grube fährt. Seine Hände zittern. Die Knie wanken.

Im Anfahren berührte sein Blick noch einmal den Wagen im Korb. Unter den Decken lugte ein Schuh hervor. Den Schuh sah der Alte noch.

Er sitzt auf der Bank neben dem Gitter und stützt den Kopf in die Hände. Ein Saumel ergreift ihn, reißt sein Sinnen

und Denken in einen Strudel irrer, winter Nächte.

„Einer aus Flöz Margaret!“ sagte eine Stimme neben ihm. Es ist der Reviersteiger, der es gesprochen hat. Der alte Stübner nickte abwesend mit dem Kopfe.

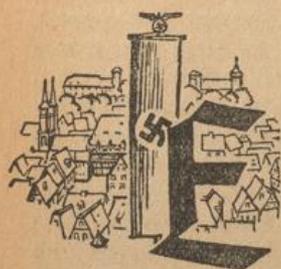
„Danke, Herr Reviersteiger!“ gequält blickt der Alte hoch. Ein müdes Lächeln



Er sitzt auf der Bank und stützt den Kopf in die Hände.

will die Lippen umspielen. „Sie haben den Schuh schlecht verdeckt, die Guten. Den Schuh muß ich ja kennen. Hab ihn gestern mit einem neuen Eisen beschlagen! Sieht den Tag nicht mehr, mein Peter!“

„Machst Schicht für heute, Stübner!“ sagte der Reviersteiger leise.



Peter Sigmeiers große Heimkehr

Von Wilhelm Haack

Eine Ausfahrt, oder, besser gesagt, eine Heersfahrt war es, die Peter Sigmeier mit Tausenden seiner Kameraden zum Reichsparteitag nach Nürnberg angetreten hatte. Lange war es gegangen, bis er sich entschließen konnte, mitzumachen. Er war einer der Ersten im Ort gewesen, die in die Partei

eingetreten waren und hatte seitdem als Politischer Leiter treu seine Dienste getan. Nicht zuletzt hatte ihn aber das Einreden seiner Frau dazu gebracht, diesmal dem Ruf zu folgen.

„Dein Feld läuft dir nicht davon, und dein Vieh braucht auch nicht zu verhungern, wenn du ein paar Tage weg bist. Und wenn du diesmal nicht gehst, dann werd ich bei der Frauenschaft mit-

gehen. Einmal im Leben muß jeder vor seinem Führer gestanden sein."

Freilich, das wollte Peter Sigmeier auch! Und er ging.

Zu dritt hatten sie bald nach Mitternacht den Marsch aus ihrem Ort zur nächsten Bahnsammelstelle angetreten. Der Bahnhof glich einem kleinen Heerlager. Als zwanzig Minuten vor Ankunft des Sonderzuges angetreten wurde, fehlte keiner. Es waren fast alles bekannte Gesichter, die man bei Appellen schon einmal gesehen hatte. Und nun sollten sie alle zum großen Appell fahren.

Heute machte er die bisher größte Reise seines Lebens. Als im Osten über den Schwarzwald die Sonne heraufkam, schien sie über taufrisches Land, das dem seiner Heimat ähnlich war. Aber wie mannigfaltig wurde es auf der weiteren Fahrt. Sigmeier ging kaum mehr von seinem Fensterplatz weg. Das mußte ein gutes Land sein, wo der Tabak so fettgrün in großen Feldern dastand. "Wie heißt die Gegend?" fragte er in den Wagen hinein. "Das ist der Kraichgau, meine Heimat", erzählte der Lehrer des Nachbarorts, der auch mitfuhr.

"Ja, was haben wir doch alles früher in der Schule zusammengelernt, und jetzt, wenn wir rauskommen, merken wir, daß wir nichts wissen. Die Bahnfahrt durch dieses Land werde ich nie mehr vergessen."

"Das ist in vielem richtig", meinte der Lehrer, "aber heute, heute lernen unsere Jungen und Mädels auch nicht mehr so viel aus Büchern, sondern wir wollen sie immer mehr an das Leben und das Land selbst heranzuführen. Im Jungvolk und in der Hitler-Jugend tritt ja mancher diese Reise schon heute nach Nürnberg an, und wie oft kommt unsere Jugend durch Fahrten und Lager weit ins Land hinein."

"Herrgott, man möchte jetzt noch einmal ganz jung sein", entfuhr es dem Peter Sigmeier.

Bauern winkten von ihren Feldern zum Zug herüber. Die kleinen Bahnhöfe waren überall geschmückt. Es war eine frohe Fahrt. Und als der Zug zum erstenmal mit einer längeren Pause hielt, und

alles auf ein Signal aussteigen durfte, da wogte auf dem Bahnsteig eine lachende, freudig sich begrüßende Kameradschaft.

Gegen Mittag ging es durch das Frankenland, Nürnberg zu. Das Land wurde weiter, dafür auch einförmiger. Auf den Feldern standen noch die letzten Garben, es mußte also ein etwas rauheres, späteres Land sein. Es waren auch nicht alles Felder, manche Fläche lag brach, offenbar nicht zum Umbau geeignet. Da sah man allerorts Schafherden darüber ziehen.

Als gegen Mittag die Türme der Stadt in der Ferne auftauchten, kamen alle ans Fenster. Draußen fuhrn lange Züge mit Arbeitsdienstkameraden vorbei. Sie waren bereits wieder auf dem Heimweg. Auf toten Geleisen standen leere Transportzüge. Schienenstrang an Schienenstrang, so daß kilometerweise vor der Stadt die Bahnstrecke einem unübersehbaren Bahnhof glich. Ihr Zeltlager lag einige Kilometer vor der Stadt, und in dessen unmittelbarer Nähe wurden sie ausgeladen. Raus aus dem Wagen, formiert, abmarschiert, der Zug rollte ab, und schon sah man den nächsten anrollen. Sigmeier schaute auf seine Uhr. Donnerwetter, sie mußten auf die Minute angekommen sein. Alle Straßen waren mit Fahnenreihen gesäumt, und da, wo der Wegzeiger zu ihrem Lager zeigte, stand eine ganz bunte Fahnenallee. Da sah man die Fahnen aller Städte ihres Gaues mit Wappen und Farben. Mit Geschmack und Liebe war das Lager aufgebaut, das sie nach etwa zehn Minuten erreichten. Die Lager mehrerer Gaue waren hier vereinigt.

Der Eingang zu jedem Lager setzte ihn gleich in Erstaunen. Massige Tore waren an den Fronten der Lagerstraße erstanden, jedes ein Stück Heimat verkörpernd. Die Pommern hatten wie eine schwere wuchtige Brücke Balken eingerammt und übereinandergelegt. In den Zwischenfeldern hingen die Wappen ihrer Städte. Girlanden schwangen sich festlich um das Ganze. Wieder anders hatten die Kurhessen und Kurmärker ihre Lagereingänge

geschaffen. Gleich mächtigen Hüttern standen rechts und links des Eingangs gewaltige Fahnentürme, und die Wappen ihres Gaues prangten darüber. Und sein Gau? Peter Sigmeier wurde es ganz heimlich zumute, als er das strohgedeckte Dach seiner Schwarzwaldheimat über dem Lagereingang sah, flankiert von kleinen Schwarzwaldhäusern. Er hatte sich gleich vorgenommen, einmal alle Lager zu besuchen, wenigstens soweit sie in seiner Nähe lagen, da offenbarte sich ja deutsches Heimatleben in mannigfacher Gestalt.



Alle Straßen waren mit Fahnenreihen gesäumt.

Da war das braune Heer Deutschlands beisammen, die große Kameradschaft. Ihr Braunhemd machte sie alle gleich, Träger eines Sinnes. Aber sobald einer den Mund auftat, strömte ein Stück Heimat aus. Und als gegen Ende des Parteitages die braunen Männer viel freie Zeit hatten, da strömte diese Heimatwelt in ein handwerklich-künstlerisches Schaffen über. Vor jedem Zelt entstand, von geübten Händen geschaffen, ein Stück Heimatwelt. Die einen fügten aus Sand, Steinchen und Früchten ihre Heimatwappen zusammen, andere bauten ihre ganze Heimatlandschaft wie im Kleinen auf. Oder aus des Führers Werk wurden Autobahnen, Brücken, Werke und ähnliches erbaut. Der

Stolz der Männer war groß, wenn sie ihr Werk gegenseitig bewundern konnten: „Wir haben doch das Schönste“, meinten die Mannheimer, wenn sie ihre Einfahrt zur Reichsautobahn bewunderten. „Und dabei ist unseres von einem Metzger gemacht, während die andern auch Gärtner in ihrem Lager hatten“, meinte einer ganz stolz. Zum Schluß durften die Männer dem Gauleiter ihr Werk zeigen, und die besten Zelte erhielten eine Auszeichnung.

Das Lagerleben war einfach großartig. Waren sie nicht mit Musik empfangen worden, als sie ins Zelt kamen? Da hing ein Lautsprecher in der Mitte des Zeltes, und was sie nicht in Nürnberg selbst miterleben konnten, hier konnten sie es, im Stroh liegend, aus ihrem Lautsprecher hören. Und wenn sie an einem Abend nicht gerade nach Nürnberg hinein wollten, konnten sie in ein mächtiges Unterhaltungszelt gehen, und man saß mit seinen Kameraden vor einem Krug Bier. Das Liter gab es schon zu fünfzig Pfennig. Vorn aber war eine große Bühne aufgebaut, und was da an Wit, Akrobatik, Gesang und Tanz über die Bretter ging, unterhielt bis zum Zapfenstreich um 24 Uhr ganz famos. Die besten Unterhaltungskünstler aus den Gauen hatte „Kraft durch Freude“ hierher zusammengeholt.

Das große Erlebnis, die Stunde, um deretwillen sie eigentlich nach Nürnberg gefahren waren, sollte am zweiten Tag ihres Nürnberger Aufenthaltes über sie kommen. Im Appell der Politischen Leiter auf der Zeppelinwiese sollten sie vor ihrem Führer stehen.

Man hatte zwar vorher die Stunden gezählt, aber nun vergaß man die Zeit. Als die Kolonnen dem Parteitagsgelände sich näherten, waren die Augen von den gewaltigen Bauten gleich gefangen. Als sie dann bald nach 19 Uhr ihren Einmarsch in die Zeppelinwiese begannen — ihre Kolonne war eine der ersten — da überkam den einfachen Bauer Sigmeier, der ja in den Größenverhältnissen seiner Heimatwelt zu leben und zu denken gewohnt war, ein niegekanntes Gefühl. Hier stand

ein Werk von ungeheurem Ausmaß, klar und voller Ruhe. Das gewaltige, und nun in der Abendsonne im lichtesten Gold erstrahlende Hobeitszeichen über der Führertribüne zog zunächst jeden Blick auf sich. Noch nie hatte er so die siegende Kraft dieses Zeichens verspürt, und seinen Kameraden um ihn muß es ebenso ergangen sein, denn alle waren zunächst still und tief ergriffen, als sie einmarschierten. Und dieses Zeichen stand auch auf den vielen hundert Fahnen rings umher. Ein Bild, für das Sigmeier auch später, als er seiner Frau davon erzählte, keine rechten Worte fand.

Als dann am Abend der Führer unter diesem Zeichen stand, als das helle Licht der Scheinwerfer alle Fahnen in einem nie gesehenen Rot aufleuchten ließ, die Türme und Säulen in einer wunderbaren Ruhe, fast durchsichtig klar dastanden, und als auf einmal die vielen hundert Scheinwerfer von außerhalb des Feldes zum Himmel strahlten und einen Lichtdom bauten, da standen vielen Männern die Tränen in den Augen. Nie hatten sie die Kraft, die in unserm Glauben und in unserer Weltanschauung lebt, so verspürt als an diesem Abend. Mit Worten ließ es sich nicht sagen, was dann der Führer sprach. Aber eines verließ die Männer seitdem nie und wird in ihnen auch immer unauslöschlich bleiben: daß es nichts Größeres und Herrlicheres auf dieser Welt gibt, als diesem Führer zu folgen.

Da war er nicht mehr der Sigmeier und der neben ihm der Lohnert, sondern alle die Hunderttausend waren eine Gemeinschaft, und vor ihr der Führer, dem sie durch alle Zeiten folgt.

Für die übrigen Tage hatte sich Sigmeier ein Programm festgelegt. Es standen ihm ja noch vier volle Tage zur Verfügung, das war wunderbar. Daß ein Tag davon der Stadt gehörte, vielleicht auch zwei, das stand fest. Dann kam noch der Tag der Wehrmacht. Zum Glück hatte er sich zu diesen Vorführungen schon zu Hause eine Karte besorgt. An einem Tag mußte er unbedingt auch die Rdf.-Stadt besuchen, einige der Kameraden

waren am ersten Mittag nach der Ankunft schon dort gewesen und wußten Wunder zu erzählen. Dann wollte er doch in aller Ruhe auch einmal das ganze Parteitaggelände besichtigen. Ja, es stand viel auf seinem Programm. Auch den Vorbeimarsch am Sonntag wollte er sehen.

Der Tag nach dem Appell gehörte Nürnberg. Zu dritt hatten sie sich für diesen Tag verabredet. An diesem Tag strömte das ganze Lager in die Stadt. Sigmeier war in freudigster Stimmung. Nürnberg ist in jeden deutschen Mannes Herz ein Begriff geworden, unlösbar verbunden mit dem Führer.

Schon in die Bahnhofshalle grüßte die alte Stadt herein. Einer jener sicheren Rundtürme stand unmittelbar am Bahnhofspiaz, und dies erste Bild mit den lang herabwallenden Fahnen des Reiches und der Stadt blieb ihm unvergeßlich. Lange hingeben konnte er sich diesem Eindruck nicht. Der Bahnhofsdienst schob die Ankommenden sanft aber bestimmt ab. Sie ließen sich einfach einmal von dem Ganzen tragen und tauchten in diese bunte Welt ein.

Zunächst freuten sie sich an dem prächtigen Schmuck, den die Stadt angelegt hatte. Sigmeier hatte seine Kreisstadt zu manchen festlichen Anlässen prächtig geziert gesehen, aber wie Nürnberg sich festlich herausgeputzt hatte, davon konnte man einfach keine Ahnung haben, wenn man es nicht gesehen hatte. Jeder Platz, jede Straße bot wieder ein neues bewegtes Bild. Die Fahnen des Reiches und der Stadt herrschten vor. Auf hohen Masten über den breiteren Straßen wehten die Fahnen aller deutschen Städte, und voll Stolz blieben die drei vor der Fahne ihrer Kreisstadt stehen, die sie nach einigem Suchen gefunden hatten. Was die Stadt so besonders festlich machte, das war der Schmuck, den die Häuser sich angelegt hatten. Da gab es kein Haus, an dem nicht irgendeine liebevolle oder kunstfertige Hand die Front verschönt hätte. Staunend blieben sie vor manchem großen Gebäude stehen, das seine Front mit prächtigen Teppichen behangen hatte, besonders ein-

drucksvoll war dieser Schmuck am Adolf-Hitler-Platz.

„Ja“, sagte Sigmeier, „ich glaube, es wird auch in unsern Dörfern und Städten einmal die Zeit kommen, wo wir unsere Häuser und Straßen noch viel feistlicher schmücken werden, als es heute geschieht. Wir müssen bedenken, daß wir erst wenige Jahre wieder arbeiten. Manche Familie und manche Gemeinde hatte bisher Not, eine ordentliche Fahne anzuschaffen. Aber wenn unser Volk einmal reicher geworden ist, dann kommt auch die Zeit, wo wir unsere nationalen Feste und Feiertage noch viel prächtiger ausschmücken können, als es jetzt möglich ist. Wir haben bis jetzt noch nicht einmal ordentliche Räume, wo wir unsere Versammlungen abhalten können. Aber Nürnberg, seine Parteitagshäuser und sein Festschmuck geben mir die feste Hoffnung, daß unsere Weltanschauung auch nach außen hin immer mehr den Ausdruck findet, der ihrer inneren Kraft und Stärke gemäß ist.“

Sigmeier hatte sich die Hauptsehenswürdigkeiten aus einem Führer herausgeschrieben und auf einem kleinen Stadtplan, den sie im Lager geschenkt erhielten, eingezeichnet. Zunächst aber gab es bei dem bloßen Stadtgang schon so viel zu sehen.

„Diese alten Nürnberger sind bei Gott Kerle gewesen, daß sie ihre Stadt so gewaltig geschützt haben,“ meinte Kolbe, „an diesen Türmen und Mauern kann sich heute noch einer den Schädel einrennen und über die Gräben mag nicht so schnell einer hinweggekommen sein.“

„Aber dafür ist ihnen auch ihre schöne Stadt so gut erhalten geblieben“, meinte Sigmeier.

„Jawohl, und da sieht man wieder, wie recht unser Führer hat, wenn er um unser deutsches Land feste Mauern und Türme baut, die allerdings heute anders aussehen als diese.“ So sagte Lohnert angesichts der alten Befestigungen.

Unterdes waren sie immer weiter in die Stadt hineingekommen, da ein schönes Fachwerkhaus bewundernd, dort über das handwerkliche Können der mittelalterlichen Meister an Türen, Erkern, Fenstern sich

freuend. Und diese prächtigen Brunnen! Um den „Schönen Brunnen“ am Adolf-Hitler-Platz liefen sie immer wieder herum, Figuren und Aufbau bewundernd, am goldenen Ring drehten sie natürlich auch. Am Gänsemännchen-Brunnen kamen ein paar Nürnberger Bengels, einer pflanzte sich vor ihnen auf: „Sollen wir euch die Geschichte von dem Brunnen erzählen?“ Und schon fing er an. Er hatte es natürlich auf einen Zehner abgesehen, und seine Hoffnung wurde nicht enttäuscht. Auch in einige Kirchen schauten sie hinein. Was hatten hier Meisterhände aus Holz und Stein gehauen? Sigmeier kaufte sich ein paar gute Fotos, er wollte daheim in aller Ruhe diese Werke vor sich hinglegen und seiner Frau davon erzählen. Es war aber fast zu viel, was sie da sahen.

Die ganze Stadt war ein Wunderwerk mittelalterlicher Kunst. Schon die ganze Anlage war bewundernswert. Wie die Altstadt so langsam zum Pegnitzufer abstieg, wie das Wasser dieses Flüsschens liebevoll die Häuser mit tausend Fenstern, Erkern und blumengeschmückten Gängen spiegelte! Oft blieb Sigmeier auf einer der Brücken oder Stege in diese Märchenwelt versunken stehen. Wie dann die Stadt vom andern Ufer zur Burg in viel steilerem und trozigerem Schwung aufstieg, war einfach herrlich.

Es war schon gegen Abend, als sie oben standen auf diesem wehrhaften Auge einer Stadt. Klar und einfach wuchsen die Formen dieser Burg aus gewachsenem Fels. Hier lebte ein hartes Geschlecht, sie erinnerten sich, in der Schule etwas von den Burggrafen von Nürnberg gehört zu haben.

Nun aber gingen seine Kameraden zur Stadt hinunter. Sie hatten alle recht-schaffenen Hunger. Auf ihrem Stadtbummel waren sie zwischen hinein schon einmal in einen Metzgerladen getreten, hatten ein paar belegte Brötchen im Stehen verzehrt und hatten irgendwo etwas getrunken. Die Verpflegung dieser Hunderttausende war ja glänzend organisiert. Ganz Nürnberg glich einer einzigen großen Gaststätte. Man mußte aber schon Glück haben, gleich

in der ersten Wirtschaft ein Plätzchen zu finden. Bald saßen die drei unter Kameraden. „Woher seid ihr?“ „Aus Schlesien!“ Weiter auseinander konnten sie ja nicht beheimatet sein! Aber hier fanden sie sich im Nu zusammen, und bald ging's ans Erzählen.

Das war für Sigmeier ein gewaltiges Erlebnis, daß man sich überall so schnell zusammenfand. Ob das nun pommersche oder westfälische Kameraden waren, mit denen er dann in den nächsten Tagen noch zusammentraf, man verstand sich aufs erste Wort. So wie sie alle ihr Braunhemd trugen, so umschloß sie ja alle auch ein großes Band. Es war ein wundervolles Gefühl, dieser Kameradschaft anzugehören. Was hatte der Führer aus diesem Volk gemacht! Hier in Nürnberg spürte man sein ungeheures Werk auf Schritt und Tritt. Das Schönste war doch diese Kameradschaft aller Deutschen. In diesem Jahr waren ja erstmals die Oesterreicher dabei!

Die Schönheit dieser Stadt und die reichen Schätze der Vergangenheit, die sie barg, bewogen Sigmeier, noch einen ganzen Tag der Besichtigung zu widmen. War Nürnberg nicht auch die Stadt Albrecht Dürers und Hans Sachs'?

In Albrecht Dürers stattlichem Wohnhaus war ein ungeheurer Besucherbetrieb. Da also hatte der große Meister gewirkt. Da hingen eine Menge seiner Holzschnitte und Kupferstiche. Einige kannte er schon aus alten Kalendern. Zu einem stillen Beschauen war keine Zeit. Er kam dem Meister näher, als er im germanischen Museum vor einigen Originalbildern stand.

Im Hans-Sachs-Stübli war es nicht viel anders. Das einladende an diesem Haus waren die vielen Blumen auf dem Balkon. „Die Meisterfinger“ von Richard Wagner, die er an einem Theaterabend der Partei gesehen hatte, wurden wieder ganz lebendig in ihm. Das mußte einst ein fröhliches Leben in dieser Stadt gewesen sein, wo man sich über die Straße beinahe die Hand geben konnte.

Was den stärksten Eindruck an diesem

Tag auf ihn machte, waren die Reichskleinodien, die in der Meisterfingerkirche ausgestellt waren. Zunächst mußte man einmal eine gute Stunde anstehen, bis man überhaupt hineinkam. Bis weit die Straße herauf standen Menschen an. Als Eintrittskarte bekam jeder ein sehr schönes Büchlein mit der Geschichte und Beschreibung dieser Kostbarkeiten. Er hatte genug Zeit, vorher nachzulesen.

Nachdem schon 1424 bestimmt war, daß die Kleinodien ewig und unwiderrufbar in Nürnberg zu verbleiben hätten,



Bald saßen die drei unter Kameraden.

mußten sie, um vor französischem Zugriff bewahrt zu bleiben, auf Umwegen nach Wien gebracht werden. Die deutsche Ostmark hat nun diesen Schatz sorgsam gehütet. Zum Reichsparteitag 1938 sind „die ehrwürdigen Denkmäler deutscher Weltgeltung und deutscher Kraft“ heimgekehrt in die Stadt, die heut wieder in „Deutschlands Mitten“ liegt.

Als Sigmeier vor diesen Heiligtümern deutscher Geschichte, vor dem reichbestickten Kaisermantel, der prachtvoll mit Edelsteinen verzierten Kaiserkrone, dem Reichsapfel und Szepter, stand, als er das Schwert des ersten Reiches vor sich liegen sah, da überkam es ihn wie ein leichter Schauer, und den vielen andern um ihn mag es nicht anders zumute gewesen sein, denn es wurde in dem weiten Raum kaum ein Wort gesprochen. Hier

lagen die Zeugen einstiger deutscher Macht und Größe. Draußen aber in Nürnbergs Mauern flutete das Leben eines neuen Reiches, und um seine Mauern wachsen Zeugen künftiger Macht und Herrlichkeit des Dritten Reiches.

Sigmeier spürte in diesen Tagen eine immer stärker werdende Wandlung in sich vorgehen. Er glaubte immer ein treuer Befolgsmann des Führers gewesen zu sein. Er hatte stets seine Pflicht getan, und er glaubte seiner Volksgemeinschaft in der rechten Weise gedient zu haben. Aber hier spürte er, daß es doch noch manchen Winkel seiner Seele gegeben hatte, den sein Glaube noch nicht ganz ergriffen hatte. Er hatte bisher doch noch

mit Anschauungen, die aus früheren Tagen in ihm wurzelten, zu kämpfen. Nun aber fühlte er eine Schlade nach der andern sich lösen. Was er hier in Nürnberg sah und erlebte, das füllte seine Seele so stark und mächtig aus, daß ihn die Gewißheit überkam, in diesen Tagen war ihm erst ein fester Lebensgrund gegeben worden.

Was er in den Schlusstagen noch erlebte, nahm er wie ein wundervolles Geschenk hin. Sie gaben seinem Gefühl für den Führer die unumstößliche Gewißheit:

„Erst jetzt hat dieses Leben Sinn:
Ich habe wieder heimgefunden.
Wo ich auch immer stehen mag,
zu jeder Stunde, jedem Tag,
bin ich mit Deutschland und mit dir verbunden.“

Der kaltgestellte Liebhaber / Von Friedrich Roth

Auguste war eine von jenen Schönheiten, die viel versprechen und die verstoßt sind bis ans Herz hinan, wenn ein Mann glaubt, er sei leicht hin durch die offene Tür eingetreten und könne nun, einmal drinnen im Garten, Äpfel klaben nach Wahl und Lust. Gewiß hat Auguste schon viele Liebhaber gehabt. Aber die Leute tun ihr Unrecht, sie für ein schlechtes Mädchen zu halten. Dafür hält man sie auch nicht; sie ist zu adrett und beliebt dazu. Wenn sie so hinter der weißen marmornen Theke steht mit ihren dunkeln Haaren und braunen Augen in blühsauberer Schürze, und wenn sie das große scharfe Messer durch die Wurst, etwa Fleischwurst, zieht, daß die dünnen Rädchen fallen, wenn sie dann das Papier zusammenfaßt und auf die gefällige Waage sieht und schließlich mit süßer Stimme fragt: „Noch etwas, bitte?“, wer könnte ihr da widerstehen! Nein, Auguste ist wie eine jener Jungfrauen im Märchen, die auf Burgen wohnten und die den Liebhabern erst drei schwierige Fragen zur Lösung gaben oder mit ihnen kämpften

und den Unterlegenen gar den Kopf abhieben.

So weit ginge Auguste nun doch nicht, obwohl sie mit Schlachtergesellen zu geschirren hat. Aber Schlachtergesellen sind ja oft genug sehr weichmütig. Jedenfalls leitet Auguste eine Filiale am Rande der Stadt. Und beim Geschäft wohnt sie auch. Aber das kann man sagen: Der Richtige für Auguste ist noch nicht gekommen. Oder sollte es vielleicht dieser schönfrisierte Günther Meckenheim sein, der so stark nach Lavendel duftet und Hosen trägt von einer Weite, daß man drei Kerle seiner Sorte bequem hineinstecken könnte? Immerhin ist Günther auf einem Korrespondenzbüro, und wenn man ihn hört, hat er's mit dem Ausland zu tun und spricht Sprachen. Aber mit Auguste versucht er die Sprache der Liebe. Und Auguste weiß keinen rundweg ab. Sie will ihre Leute kennen lernen, will ihnen quasi Gelegenheiten geben, ihre Mannesart unter Beweis zu stellen. Und Günther ist jeden Abend nach Ladenschluß unter ihrem Fenster. Und wenn Auguste etwas länger

zu tun hat, mit Geldzählen und dergleichen, wird er schon ungeduldig und macht sich bemerkbar, indem er Töne von sich gibt, die an das Maunzen eines Raters erinnern.

Aber Auguste kann doch nicht wie sie will. Und an diesem Abend ist sie besonders ärgerlich. Man weiß nicht, was ihr über die Leber gekrochen ist. Vielleicht hat sie der Chef angerufen und etwas auszufragen gehabt. Der Chef kann unangenehm grob werden. Auguste gibt ihm dann zurück, denn sie hat sich nichts vorzuwerfen und weiß auch, er braucht sie, eine gewissenhaftere Filialleiterin kann er nicht finden. Jedenfalls läßt sie gerade an diesem Abend den unruhig trippelnden Kavaliere Don Günther ein, und auf ihrem Gesicht ist etwas wie grimmiger Humor zu lesen. Wer kennt denn die Weiber?!

Nun hat also der junge Ritter Günther Gelegenheit, seinen Mann zu stellen. Und wer weiß, welche Ausichten er gehabt hätte, wäre ihm eine gute Haltung gelungen. Indessen stellte er sich so dumm, ungeschickt und unvernünftig an wie nur möglich. Man muß doch nicht mit der Tür ins Haus fallen oder wie ein barmherziges Elend auftreten.

Als er nun so auf seinen Knien vor ihr lag, wobei er nicht vergessen hatte, ein Taschentüchlein zur Schonung seiner Bügelfalten vor sich auf den Boden auszuspreiten, geschah etwas Furchtbares. Es klingelte. Was ist das schon, wenn es klingelt? Aber Auguste hat ein vortreffliches Ahnungsvermögen. Sie fährt auf. Es ist, wie wenn jemand kaltes Wasser über die beiden gegossen hätte, die Nüchternheit steht fühlbar im Gemach. „Es ist der Chef“, sagt Auguste, „ich muß dich verfluchen.“ In der Tat, es war keine andere

Möglichkeit. Don Günther war auch sofort mit dem Vorschlag einverstanden; mit einem Metzgermeister wollte er keine Bekanntschaft machen, das hatte er nicht vor; sein Kniezittern hatte er aber sozusagen ererbt.

Auguste riß die Türe zum Laden auf, zog den bleichen Jüngling hinter sich her.



Auguste riß die Türe zum Laden auf und zog den bleichen Jüngling hinter sich her.

„Wohin nun?“ Da, der rettende Gedanke: In den Eisschrank. — Auf die Türe! Rin! Zu die Türe! Nun ist ja der Eisschrank, besser gesagt die Eiskammer, so groß, daß etliche Leute bequem darin Platz hätten. Kurz und gut, Auguste öffnet die Wohnungstüre. Der Chef tritt ein. Er entschuldigt sein spätes Kommen durch geschäftliche Abhaltung. Er fängt nun an, sich um dies und das zu bekümmern. Was hat er nur? Da muß wieder einmal kalfaktert worden sein. Er guckt in die Kasse,

Auch die Ehe kann nicht Selbstzweck sein, sondern muß dem einen größeren Ziele, der Vermehrung und Erhaltung der Art und Rasse dienen. Nur dies ist ihr Sinn und ihre Aufgabe.

Adolf Hitler. „Mein Kampf“, S. 275.

in die Auslage, will auch Augustes Wohnraum sehen. Alsgemach ist er nun eine halbe Stunde da. Warum er nicht auch in die Eiskammer schauen will? Die Vorräte müssen ihn doch interessieren. Aber das tut er nicht. Er stellt sich vielmehr behaglich an die Türe und fängt an zu erzählen, irgend etwas Gleichgültiges. Vom Wetter spricht er, wie heiß die Tage seien, wie nicht einmal die Abende abkühlten, wie man ja immer für genügend Eis sorgen müsse, um die Ware frisch zu halten. „Natürlich!“ sagt er mit Nachdruck. Es war ihm, als habe Auguste irgendeine widersprechende Bemerkung machen wollen. „Natürlich!“ sagt er. Auguste denkt aber an eine andere Ware. Es überläuft sie nun doch heiß und kalt. Es ist nun einmal keine Kleinigkeit, mitten aus dem Sommer in den kalten Winter versetzt zu werden und nicht einmal einen Pullover, einen dicken Überzieher, sondern nur einen dünnen Spenzer anzuhaben. Aber schließlich regt sich nach den eifigsten Perioden wieder die Natur und der Frühling klopft an. Wahrhaftig, es klopft. „Es klopft“, sagt der Meister. „Ja, es klopft!“ sagt Auguste. „So sehen

Sie doch nach!“ sagt der Meister. „Ich will nachsehen!“ sagt Auguste und wendet sich, um sich zur Wohnungstüre zu begeben. Vielleicht läuft sie hinaus in die Nacht, sie weiß es noch nicht. Da geschieht das Gräßliche. Es ringt sich wie aus dumpfen Kellertiefen ein mörderischer Schrei. Jetzt weiß sie es: Don Günther hat die Nerven verloren. Dem Meister aber kann so was nicht passieren. Er schaut die Jungfer, man möchte fast sagen, schelmisch an, dreht sich dann ganz langsam gegen den Eisschrank um, langt nach dem Griff und öffnet die Türe. Seht, welch ein Anblick! Der Leser möge sich das zwerchfellerschütternde Bild selbst ausmalen. Was sich der Leser aber nicht ohne Weiteres erdenken kann, ist, daß der Meister nach guter alter Gewohnheit einen Ochsenziemer von der Wand nimmt und Don Günther fürchterlich zum Hause hinausprügelt.

Niemals, schwört sich Auguste an diesem Abend wieder, niemals würde sie je einen Kerl wie diesen kälteverstandsunfähigen, hasenfüßigen, nach Lavendel duftenden Kavaller Don Jose Günther zum Manne nehmen.

Die Schatulle / Eine Geschichte vom Schinderhannes.

Von Henriette Stoll-Lohr

In meinem Elternhause stand auf einer alten, massiven Kommode, die noch von den Urgroßeltern her stammte, eine Schatulle aus feinstem Mahagoniholz. Die Schatulle hatte für unsere Familie eine ganz besondere Bedeutung. Aus ihr sollte der berühmte Räuberhauptmann Schinderhannes bei den Urgroßeltern fünf Golddukaten gestohlen haben. Nicht oft genug konnte man uns Kindern erzählen, wie sich die Geschichte Anno 1801 in unserem Stammhause an der Nar zugetragen hatte.

Es wurde Hochzeit gefeiert auf dem Ehrderhof. Die jüngste Tochter des Hauses heiratete in einen reichen Bauern-

hof des Ortes ein. Es war schon zu vorgezügter Stunde am Abend. Die alten Leute saßen in der geräumigen Stube beim Wein, während sich das junge Volk draußen im Hof, wo Tische und Bänke zwischen Birkenbäumchen aufgestellt waren, beim Tanze vergnügte.

Da betrat ein junger stattlicher Jägermann von der Dorfstraße her den Hof und gesellte sich zu der Jugend. Er trug eine grüne Jade, Stulpenstiefel und einen verwegenen Jägerhut auf dem schwarzen Kraushaar. Über seiner rechten Schulter hing ein Gewehr. Der Jäger zechte fröhlich mit den Burschen; er tanzte mit den Mädchen, und gar manche Maid machte

dem Fremden, der flott tanzen konnte und nebenbei wohlgesetzte Reden führte, schöne Augen. Auch versäumte er es nicht, mit der Hochzeiterin zu tanzen und ihr sein Kompliment auszusprechen, daß sie sich einen strammen Bauernsohn zum Manne erwählt habe; er lade sich schon jetzt zur Rindtaufe ein!

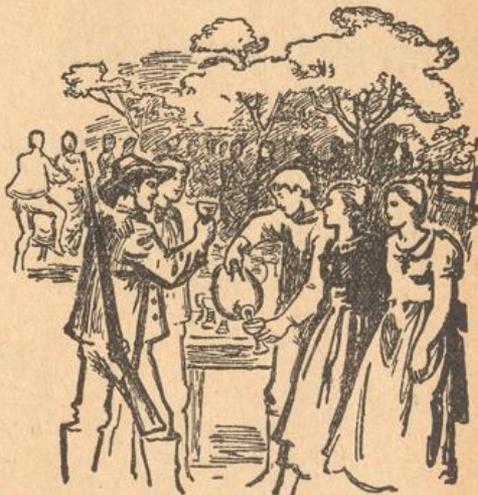
Um Mitternacht wollte der Fremde weiter. Man überredete ihn, zu bleiben. Bei den heutigen Zeiten sei es nicht geheimer, bei Nacht zu wandern. Den Schinderhannes habe es wieder einmal in seine Heimat getrieben, er mache die Gegend um Nastätten mit seinen Gesellen unsicher.

Furcht habe er nicht, sagte der Jäger zu den Miesmachern. Aber dem Schinderhannes, dem Spießbuben und Wege-lagerer in die Hände zu fallen, habe er kein Verlangen. Dann sei es schon besser, man würde die paar Taler, die er bei sich trage, vertrinken. Er wisse, der Hochzeitsvater habe noch eine Ladung Wein im Keller. Die solle man heraufholen; er würde zahlen, es ginge nicht an, daß man dem Alten allein die Kosten des Festes aufbürde!

Nach einem kräftigen Schlud Wein meinte der Jäger noch einmal mit einem spießbüßischen Lächeln in den Mundwinkel, was übrigens den Schinderhannes betrafte, er für seinen Teil verurteile den Mann nicht so sehr, — könne einer von ihnen sagen, daß der Hannes jemals einem armen Teufel Schaden zugefügt habe? Er habe sich doch immer nur die Reichen ausgesucht, um ihnen die Kassen zu leeren, und vor allem habe er es besonders auf die Juden, die Halunken und Gauner abgesehen, um ihnen das Geld, um das sie arme Menschen betrogen hatten, wieder abzunehmen. Sei das etwa eine schlechte Tat? Doch jetzt wolle man trinken und lustig sein!

Es wurde weiter geschertzt, gelacht und gezecht. Und erst als die Hähne krächten und die Tagesarbeit wieder ihre Rechte forderte, dachte man an den Ausbruch. Die Urgroßeltern baten den Fremden, in

ihrer Schlafkammer zu übernachten; sie kämen nun doch nicht mehr zur Ruhe. Die Stube lag zu ebener Erde; ein Fenster ging auf den Garten hinter dem Hause. Als der Ahne früh morgens seinen Wagen anschnirte, um auf den Markt zu fahren, fiel ihm ein, daß er das Bargeld zum Vieheinkauf in der Kammer aufbewahrte, in welcher der fremde Gast schlief. Man mußte ihn also wecken!



Der Jäger geßte fröhlich mit den Burschen.

Eine Magd klopfte zaghaft an die Türe. Es blieb alles still — noch einmal klopfte sie, dieses Mal schon derber. Wieder kam keine Antwort. Da klinkte sie kurzerhand die unverschlossene Türe auf. Das Zimmer war leer und das große, zweischläferige Bett unberührt. Eine schlimme Ahnung erfaßte die Urgroßmutter, welche inzwischen hinzugekommen war. Sie ging auf die Kommode zu, öffnete die Schatulle, die als Kassenschrank diente. Fünf Dukaten in Gold fehlten aus einem der Fächer. Dafür lag ein weißer Zettel darin mit folgender Aufschrift, die wortgetreu hier wiedergegeben ist:

„Ihr habt die Nacht den Schinderhannes beherbergt. — Ich habe gesehen, es fehlt euch nichts, Ihr habt genug!“
Johannes Büdler, der Schinderhannes.“

Der Urahn konnte natürlich an jenem Tage nicht mehr zum Vieheinkauf in die Kreisstadt fahren.

Die Kunde, der Schinderhannes war unter uns, ging wie ein Lauffeuer durch das Dorf. Während noch alle beieinanderstanden und die Köpfe zusammensteckten und ein jeder eine Geschichte vom Schinderhannes erzählen wollte, kam vom anderen Ende der Dorfstraße her die

Kräuterliese angehumpelt. Sie hielt ein Goldstück hoch in ihrer rechten Hand: Das habe ihr ein Jägersmann gegeben, der sie heute früh um einen Krug Milch gebeten hatte. Man sähe, es gäbe doch noch gute Menschen auf der Erde.

So war der Schinderhannes! Den Reichen leerte er die Taschen, die Armen beschenkte er dann oftmals mit dem gestohlenen Gut.

Vom Prinzen Eugen / Von Dr. Philipp Leibrecht



Das war ein strahlendes Fest, als an einem blauen Spätsommertage des Jahres 1938 die Gattin des ungarischen Reichsverweisers Admiral Horthy den

ten Jubel aus; aber ganz in der Stille hat sich dann später doch wohl mancher Volksgenosse gefragt: „Warum hat man dem stolzen Schiff gerade diesen Namen gegeben? Bedeutet uns der Prinz Eugen so viel? Und was will die Patenschaft der ungarischen Hoheit besagen?“ — Mancher, der mit Kameraden dann und wann das unsterbliche Soldatenlied vom Prinzen Eugen, dem edlen Ritter, und dem Sturm auf Belgrad gesungen hatte, suchte nun etwas verlegen im Geschichtsbuch nach Angaben über Leben und Taten des kriegerischen Fürsten. Da fand er denn zunächst sein Bildnis. Doch der zierliche Reiter mit den großen Augen, dem Dreispitz und der wallenden Lockenperücke auf dem wuch-

jüngsten deutschen Kreuzer, das erste Kriegsschiff Großdeutschlands, taufte auf den Namen „Prinz Eugen“. Da flatterten fröhlich zu Häupten des Führers und seiner hohen Gäste im frischen Winde die farbigen Wimpel und Flaggen aller Länder, feierlich erklangen die Hymnen der Nationen, und langsam glitt der gewaltige Rumpf des gepanzerten Schiffes vom Stapel in die silbern aufschäumende Flut. Ergriffen von dem herrlichen Anblick brachen die ungezählten Zuschauer in lau-

tigen Pferde kam ihm gar nicht fremd vor. Denn als man in den Zeitungen und Zeitschriften im März 1938 die Lichtbilder betrachtete, die den weltgeschichtlichen Augenblick festhielten, in dem die österreichische Wehrmacht auf dem Heldenplakate zu Wien am Führer vorbeimarschierte, da gewahrte man immer im Grunde der Bilder ein mächtiges Reiterdenkmal, das in den Himmel ragte als ein gewaltiger Zeuge aus der Vergangenheit. Es ist das Standbild des Prinzen Eugen

von Savoyen. Und wenn wir weiter fragen, weshalb sein Ehrenmal am schönsten Plage der altehrwürdigen Kaiserstadt in der deutschen Ostmark steht, so gibt uns die Geschichte auf all unsere Fragen eine Antwort, die eigentlich jedem deutschen Manne und jeder deutschen Frau, jedem deutschen Jungen und Mädchen vertraut sein mußte. Ein Heldenleben ersteht vor unserem geistigen Auge als leuchtendes Vorbild für alle Zeiten; ein mächtiger, großer und guter Mensch, ein treuer Hüter des Reiches war der Prinz Eugen.

Um prunkvollen Hofe des französischen Sonnenkönigs Ludwig XIV. zu Paris und Versailles wuchs um 1680 ein schwächtiges Prinzlein heran, früh verwaist durch den Tod des Vaters und die Flucht der in Ungnade gefallenen Mutter. Der kleine Eugen von Savoyen hielt sich in der Verlassenheit nur aufrecht durch den festen Vorsatz, recht bald Soldat und Offizier des Königs zu werden. Der aber und sein Kriegsminister Louvois rieten dem unansehnlichen Jüngling höhnisch, lieber nach einem Kardinalshut als nach einem Feldmarschallstab zu trachten.

Da floh der zwanzigjährige Prinz, der in sich die Berufung zum Staatsmann und Feldherrn fühlte, bei Nacht und Nebel über den Rhein in das Reich zum Römischen Kaiser Deutscher Nation und kam gerade zur rechten Stunde, um das von den Türken 1683 belagerte Wien befreien und dann als Reiteroberst Ungarn zurückerobern zu helfen. So begann seine stolze Siegeslaufbahn, so wuchs er in die deutsche Geschichte hinein. Der Prinz Eugen war nach Deutschland gekommen, um sein Lebensziel zu erreichen und sein Schicksal nach seinem Sinne zu formen, und er schuf unser Geschick, des Reiches Schicksal, in unermüdlichen Kämpfen mit dem Schwert und der Feder. Vierzehn Jahre nach seiner Ankunft in Oesterreich war er des Kaisers oberster Feldmarschall, der unerreichte, gefürchtete Meister der Kriegskunst, der schwärmerisch verehrte Führer seiner Soldaten, der Liebling des Volkes, vor allem aber der Mann, der von sich sagen durfte: „Ich bin hergekomen,

dem Staate zu dienen, und man hat nie eigene Interessen bei mir erkannt.“ Nicht allzuvielen konnten sich in jenen machtgerigen Zeiten einer solchen Uneigennützigkeit rühmen; allenthalben war schlimmer Umter- und Ehrensücher im Schwange, und es bedurfte schon einer starken und lauterer Seele, um allen Versuchungen und Verlockungen zu widerstehen. Wir aber müssen bei dem Wort des Prinzen Eugen unwillkürlich an unseren Führer Adolf Hitler denken, dessen Leben und Kampf auch bis zur Stunde eine einzige selbstlose Hingabe an den Staat, das Volk, an das Wohl der Gemeinschaft war.

Bis zu seinem Tode (1736) ist der Prinz Eugen nie mehr zur Ruhe gekommen. Er führte des Kaisers Heere im Westen und wehrte Frankreichs Übergriffe ab auf den Schlachtfeldern am Rhein, in Oberitalien, an der Donau und in den Niederlanden. Er schirmte das Abendland und seine Kultur im Osten gegen die drohende Türkengefahr aus Asiens Steppen, und er rang zuletzt auch noch mit dem inneren Feinde, mit der deutschen politischen Zwietracht und Zerrissenheit. Immer stand er an der Stelle der größten Not und des härtesten Kampfes. Durch seine leuchtenden Siege brach er den Ruf der Unbezwingbarkeit der französischen Waffen und gab noch einmal die Bestimmung über das europäische Schicksal in deutsche Hände. Auf dem Wege über das neuerstarkende Oesterreich hat er der deutschen Nation eine große Zukunft eröffnet durch die breite Welle volksdeutscher Siedlung, die sich auf seine Veranlassung und unter dem Schutze seiner Heere in dem bis dahin von den Türken beherrschten Südosten ausbreitete und mit ihrem aus allen deutschen Stämmen zusammengesetzten Volkstum das Völkertor um Wien behütete. Seine Marschkolonnen haben bis an die weitgeschwungenen Hochkämme der Karpathen alten deutschen Kultur- und Siedlungsboden zurückgewonnen und dort vielen Tausenden deutscher Landsucher eine Heimat erst ermöglicht. Als des Kaisers erster Marschall und Minister lenkte er

flug und kraftvoll zugleich das schwierige Kräftespiel der großen Politik und wachte über das Gleichgewicht der Mächte in Europa. Er war der „weise Ratgeber dreier Kaiser“, wie die Inschrift seines Denkmals rühmend kündigt, und er setzte seinen ernststen Willen und seine reine, starke Persönlichkeit oft auch gegen seinen Monarchen und erst recht gegen manche Eifersucht und tückische Begnerschaft bei Hofe durch. Denn ihm ging es um Höheres als um Fürstengunst und klingenden Lohn. Er hat die ihm ehrenvoll angebotene Königskrone von Polen und den Herzogshut von Mailand ausgeschlagen, weil er seine ganze Lebensarbeit und seine



Sorge nur allein dem Deutschen Reiche und seiner Erhaltung und Erstarkung widmen wollte. „Es freut mich, nur denen zu dienen, die sich selbst einer höheren Aufgabe unterwerfen.“ So hat dieser wahrhaft fürstliche Mann von sich selbst bekannt. Er diente dem Kaiser, die höhere Aufgabe aber war ihm das Reich. „Der Prinz Eugen trägt den Blick des deutschen Adlers“, so jubelten seine Zeitgenossen, und später nannte ihn Friedrich der Große huldigend den „Helden Deutschlands“. Der Reichsgedanke ging dem Prinzen Eugen über alles, aber gerade in dieser Treue und im kühnen Fluge seiner Gedanken wurde der große Feldherr und Staatsmann nicht verstanden von den habsburgischen Kaisern, die ganz aufgingen in der engstirnigen Sorge um die

Erhaltung und Mehrung ihrer dynastischen Hausmacht. Um so tiefer ahnte und fühlte das Volk, was der große Geist im Herzen und Haupte des schwächlichen Prinzen ersehnte und erstrebte, und es schenkte deshalb dem kleinen Feldmarschall im schlichten braunen Waffenkleide seine ganze Liebe. Der Prinz Eugen aber dankte dafür dem Volke mit unentwegter Fürsorge und warmherziger Anhänglichkeit. In jenen Zeiten, da man nur die allmächtige Majestät, den hochmögenden Adel und eine in Ehrfurcht ersterbende Masse rechtloser Untertanen kannte, hat er wie wenige seiner Standesgenossen immer ein offenes Herz für den einfachen Mann des Volkes und seine Nöte gehabt, für den schlichten Bauern und Soldaten aber besonders, und wenn er sagte, daß er für das Kaiserhaus arbeite, so setzte er stets hinzu: „und für das Volk“. Nie dünkte er sich durch Herkunft und Stellung eitel erhaben über die anderen Menschen, und sein Stand war ihm nur Verpflichtung und Verantwortung seinen Untergebenen gegenüber.

Es war vor Belgrad. Der Prinz Eugen hielt in Sturm und Regen an der Spitze eines glänzenden Gefolges von Generalen, Edelleuten und europäischen Fürstentöchtern, die in seinem Lager die hohe Kriegsführung erlernten. Die übermüdeten Truppen rückten zum schicksalhaften Entscheidungskampf um die starke Festung in die Laufgräben ein, und manch ein guter Blick aus Soldatenaugen flog noch rasch hinüber zu dem „Kleinen Kapuziner“, wie die Musketiere den Prinzen liebend nannten wegen seines grauen abgetragenen Mantels. Da sprach einer der jungen Herren hinter dem Prinzen mit gedämpfter Stimme ein hartes, hämisches Wort zu seinem Nachbarn im Sattel über die schwerfällig durch Gestrüpp und Schlamm vorwärtsstolpernden Soldaten. Der Feldherr aber hatte die Bemerkung doch vernommen und wandte sich sofort auf seinem Pferde herum, sah den kahlen Sprecher scharf und stumm mit großen Augen an und sprach dann jenes herrliche

Wort an seine Offiziere, das von der warmen Menschlichkeit und dem hohen Seelenadel des Prinzen zeugte wie kein anderes: „Meine Herren, Sie haben in Ihrer bevorzugten Stellung nur dann eine Lebensberechtigung, wenn Sie beständig auch in der größten Gefahr als Beispiel und Vorbild wirken, aber in so leichter und heiterer Weise, daß es Ihnen niemand zum Vorwurf machen kann.“ — Sprach's, wandte sich wieder nach vorn und gab mit seinem gewohnten knappen Stoßgebet „Mon Dieu“ (Mein Gott) und mit einer kurzen Bewegung seiner rechten Hand das Zeichen zum Beginn der Schlacht.

Als der greise Reichsfeldmarschall Prinz Eugen 1734 zum letzten Feldzug seines Lebens an den Rhein zog, da empfing er im Feldlager vor Philippsburg den Besuch des Kronprinzen Friedrich von Preußen. Der verehrte den großen Feldherrn schwärmerisch, und der Prinz Eugen hinwiederum ahnte und erkannte in dem jungen Fürsten den künftigen großen Herrscher. Er schrieb deshalb an den Kaiser nach Wien: „Unendlich viel liegt daran, diesen jungen Herrn für uns zu gewinnen, der sich dereinst mehr Freunde in der Welt als sein Vater machen wird und mit seinen weitauschauenden Ideen viel Schlimmes und Gutes tun kann.“ — Mit dieser Prophezeiung hat nun freilich der Prinz Eugen nur zum Teil recht behalten. Denn Friedrich der Große erwarb sich später keine Freunde in der Welt, und wenn er von seinen Zeitgenossen auch rühmend „Friedrich der Einzige“ genannt wurde, so wissen wir heute doch, daß er auch Friedrich der Einsame gewesen ist, der vereinsamte Menschenverächter und mißtrauischste Politiker Europas. Zu den wenigen aber, die er bis zu seinem Tode verehrte und deren Gedächtnis er pflegte, gehörte in erster Linie der Prinz Eugen, und Friedrich der Große hat selber dankbar bekannt: „Wenn ich etwas taue, wenn ich von meinem Handwerk etwas verstehe, so verdanke ich es dem Prinzen Eugen.“

Still, vornehm und ohne Aufsehen, wie er zu leben liebte, ist der Prinz Eugen, diese wahrhaft fürstliche Seele, aus der Welt gegangen. Der feierliche Pomp seiner Beisetzung, wo Kaiser und Fürsten ihn zum letzten Male grüßten und vierzehn Feldmarschälle das Bahrtuch hielten, paßte nicht so recht zu diesem Großen, der sich äußerlich immer so schlicht gegeben hatte und dem in seiner tiefen Güte die Herzensbildung über jeden Rang und Ordensstern gegangen ist.

Noch kurz vor seinem Tode hat er die eigenhändigen Aufzeichnungen über seine Lebensschicksale selbst den Flammen übergeben, weil er in seiner edlen Gesinnung fürchtete, daß die unbestechliche Wahrheitsliebe dieser Erinnerungen ihm als Racheakt gegen seine Neider ausgelegt werden möchte. In der Reinheit und Redlichkeit seines Gemüts vermied er es mit allen Mitteln, sich Feinde zu schaffen ohne Not, wie er denn auch niemals den Krieg um des Krieges willen geführt hat, sondern nur um den ehrenvollen Frieden zu erlangen. Wie alle großen Feldherrn der Weltgeschichte, so ließ auch er immer dem Schwert den Pflug folgen, um die blutgedüngte Erde zu versöhnen und fruchtbar zu erhalten. Unter den mächtigen Gestalten seiner Zeit ragt seine Erscheinung eindrucksvoll hervor, und keinem dieser Großen, wie Wallenstein, Wilhelm von Oranien, Friedrich Wilhelm von Preußen, weicht er an Tatwillen und Entschlußkraft. Aber durch den Reichtum seines Herzens, durch die Lauterkeit seines Charakters und durch seine Menschlichkeit steht der Prinz Eugen, dieses große staatsmännische und soldatische Genie, doch unserem Herzen näher als irgend einer jener Politiker, Fürsten und Generale. Der Prinz Eugen ist uns lebendig geblieben bis zur Stunde, seine Sorge um das Reich und Volk ist unsere Sorge und Aufgabe, sein Glaube an die Zukunft der Nation ist unser Glaube und unsere Verpflichtung, und niemals werden wir an den Prinzen Eugen denken, von ihm sprechen oder schreiben können, ohne Deutschlands und unseres Führers

Adolf Hitler zu gedenken, auf dessen Schultern heute das Schicksal des Reiches und Volkes ruht wie einst auf denen des Prinzen Eugen. Und das schöne Wort, das einst ein Dichter zu Ehren des Prinzen Eugen geprägt hat, gilt mit ganz dem gleichen Rechte auch von unserem Führer: „Unfäglich viel vermag ein Mann, und immer wieder, in gemessenem Abstand, ruft ja die Vorsehung den Mann herbei,

von dem das Gewaltige verlangt wird und der dem Gewaltigen gewachsen ist.“

Die hübschen von Fritz Kredel gezeichneten Bilder zu dem vorstehenden Lebensbild des Prinzen Eugen sind einem reizvollen Bändchen der Insel-Bücherei entnommen, das den Titel führt: „Wer will unter die Soldaten.“ Es enthält die schönsten deutschen Soldatenlieder aus alter und neuer Zeit, die von Künstlerhand mit köstlichen uniformgetreuen, farbigen Bildern geschmückt wurden. Dabei kostet es nur 80 Pfennig.

Der Schäferhund / Skizze von Frida Schanz

Im alten, wie immer stark besuchten Solbad Germershall gab es etwas zum Staunen. In den schattigen Kaffeegärten, den Warteräumen der Badehallen



Wenn eines der Kleinen aus dem Hausen sich entfernte, wies es der Schäferhund sogleich durch sein Gebell in die erlaubte Sphäre zurück.

konnte man oft dieselbe Unterhaltung hören. „Haben Sie schon den neuen Kinderwärter vom Henriettenhaus gesehen? Nein, das ist doch wirklich zu niedlich! Ganz entzückend!“

Mit Vorliebe gingen die Spazier-

gänger an der großen Wiese vorbei, die die Kinderheilstiftung, die menschenfreundliche Gründung einer edlen Frau, in weiter welliger Fläche, vom Buschwerk und ein paar alten schönen Bäumen durchsetzt, umgab. Ja, lange blieben einzelne Zuschauer oft stehen, von dem reizvollen, bezaubernden Bilde gebannt. Auf weichem, kurzem Rasen durcheinanderwirbelnde Gruppen fröhlicher Kinder, viel kleine, lahme, irgendwie gehemmte natürlich dazwischen, aber das Ganze doch ein einziges Lachen und Jubeln. Und mit den Kleinen, und um sie herum, tobend und tollend, ein allzeit gutgelaunter, nicht mehr junger Schäferhund, das Gewirr der hellen jauchzenden Stimmen mit seinem lustigen Gebell fast übertönend. Ein Bild der ausgelassensten Fröhlichkeit, und doch auf einem verantwortungsreichen Untergrunde, soweit es den Hund betraf. Für ihn, den Schäferhund, den Hirtenhund, war es mehr als ein sorgloses Spielen. Seine kleinen Freunde und Pflegekinder bekamen manchmal etwas davon zu spüren. Wenn eines der Kleinen aus dem allgemeinen Hausen ausbrach, sich nach der Richtung des Weges oder des kleinen Teiches, nach dem die Wiese auf der einen Seite abfiel, entfernte, wies es sogleich ein warnendes und dringendes Gebell seines aufmerksamsten unbestechlichen Freundes in die erlaubte Sphäre zurück.

In unermüdlischen Rundgängen umkreifte er den Zug der Kinder, wenn sie,

mur von einer Helferin begleitet, von ihrem schönen Heim durch den Kurort nach dem Walde marschierten, oft singend, trommelnd und pfeifend. Eifrig und aufgeregter gab der Hund acht, daß keines zurückblieb, keines sich aus der geraden Linie des Zuges entfernte. Man sah, er war so recht in seinem Element, in seinem angestammten Amt, der alte Schäferhund. Jede andere Aussicht schien beinahe überflüssig, so zuverlässig und fürsorglich tat er seinen Dienst. So vergnügt und übermütig war er aber auch, als gäbe es niemand Froheren.

Wer ihn noch vor sechs Wochen gesehen hätte, den armen Kerl!

Als er in den ersten Tagen des Frühjahrs neben seiner Herrin auf den regen-durchweichten Uderwegen widerwillig spazieren lief, lag die Zukunft für sie beide in einem recht unbestimmten Dunkel. Schwester Ilse hatte ihre Stelle als Leiterin des Kinder- und Heilbades im vorigen Jahre aufgeben müssen, um daheim auf dem kleinen väterlichen Gute in der Mark die franke Mutter zu pflegen. Nun war die Geliebte gesund. Aber das verschuldete Gütchen war verkauft, der einstige Herr war jetzt nur noch Verwalter des früheren Eigentums. Wenigstens doch nicht beschäftigungslos, nicht abgetan, wie Freund „Wasser“, der alte treue Kerl, der bisherige Schäferhund! — Infolge der Absicht des neuen Herrn, die Schafzucht des Gutes bedeutend auszubreiten, waren neue Methoden der Hütung eingeführt; neue Schäfer und neurassige Schäferhunde waren eingestellt. Der alte „Wasser“ war abgesetzt, und da er das Gnadenbrot, das man ihm zugesprochen, nicht fraß und es auch sonst an Auffässigkeit nicht fehlen ließ, war es bedrohlich um ihn bestellt. Im engen Raum, ohne den geliebten Beruf, brachte er seine Tage ständig gereizt, knurrend und angriffslustig hin, eine Gefahr für jedermann. Sogar im Schlafe ließ ihm die Erinnerung an sein früheres Glück keine Ruhe. Nacht für Nacht jagte er im Traum mit wildem Gebell eingebildete Schafe auf eingebildeten Weiden. Sein nächtliches Gelärm sollte ihm nun das

Leben kosten. Der alte „Wasser“ sollte erschossen werden.

Bei diesem Richterspruch hatte man aber nicht mit Schwester Ilse gerechnet. Schwester Ilse, die Junge, Tüchtige, Fröhliche, glücklich über eine besondere Schicksalswendung, die ihr die Rückkehr in ihre alte geliebte Tätigkeit unter den kleinen Patienten des schönen Heilbades möglich machte, faßte mit ihrer ganzen frischen Energie einen durchgreifenden Entschluß. Sie nahm „Wasser“ einfach mit in ihr altes, nun wieder neues Bereich. Irgendwie, hoffte sie, würde sich für das alte treue Tier dort Unterkunft und Vergessen finden.

*

Etwas viel Schöneres hatte sich gefunden. Ganz mühelos, ganz von selbst!

Ein neues Amt, eine neue Beschäftigung in seinem alten eigentlichen Vergabungsbereich. Auf einer seiner schwermütigen Streifen im alten Kurpark hatte er bemerkt, wie sich ein paar zulezt im Zug befindliche Kinder, während die begleitende Helferin zu einer Hilfeleistung nach vorn geeilt war, von der großen Schlange der durch den Ort marschierenden Schar gelöst hatten. Da hatte es ihn nicht gehalten. Mit lautem Gebell hatte er in mächtigen Sätzen den Zug umkreist und die kleinen Torkler an die anderen herangetrieben, sie freundlich und zutraulich umwedelnd, sobald alles in Ordnung war.

Von dieser Stunde an fühlte er sich zugehörig zu der neuen kleinen Herde. Mit lächelnder Freude wurden die Helferinnen auf seine Hilfe aufmerksam, sahen, wie umsichtig, fast väterlich er ihre kleine Schar umsorgte, und sie ließen sich den drolligen Helfer freudig gefallen. Von Tag zu Tag stand der alte „Wasser“ fester und unbestrittener in seinem neuen Beruf.

Sein Hunger, seine Nachtruhe, seine ganze gute Laune sind wiedergekehrt. Oberschwester Ilse behauptet sogar, so ausgelassen fröhlich wäre „Wasser“ früher nie gewesen. Die geschehen kleinen menschlichen Schäfchen machten ihm ganz offenbar mehr Spaß, als seine früheren wirklichen Schafe.



Das vertauschte Ohrwaschel

Eine heitere Bauerngeschichte. Von Jutta Wilfing

Der Hirnrisser Franzl hat zwei ganz ungleiche Ohren. Aber schon zwei ganz ungleiche. Nämlich so: das eine, das linke, ist eher klein als groß zu nennen und fest am Kopf anliegend, es schaut fast aus, als tät sich's verkriechen, das andere dagegen ist ein Nordstrummelöffel und abstehend wie der Henkel am Weinkrug. Die alte Zipslerin, die erfahrenste Hebamme weit und breit in der Gegend und auch sonst ein kreuzgesehites Leut, hat dazumal gleich gesagt, wie sie den Buben zum erstenmal seiner Mutter unters Gesicht gehoben hat zum Anschau: „O mein, Bäuerin“, hat sie gesagt, „der Bua, der werd a Halbscheidiger. Woast, so oaner, der jez a Trauminöt sein kann und gleich drauf wieder a Rauser, daß's schier ganz aus is.“

An was daß sie das merken tät, die Zipslerin, hat die Wöchnerin wissen wollen.

„Ja, halt an seine ungleichen Wascheln“, war die Antwort. — Ob sich das denn nit noch auswachsen tät mit der Zeit, hat die Hirnrisserin wieder gefragt. Na, na, auswachsen tät sich so was niemals, hat die Zipslerin den Kopf geschüttelt.

Und recht hat sie behalten. Je mehr der Franzl in die Höb' geschossen ist, desto

mehr ist auch das eine Ohr in die Breite gegangen. Ein Übriges hat dann noch der Schullehrer getan, der den Franzl immer grad an dem Ohr gebeutelt hat, dem es am wenigsten not getan hätt', — na, und daß der Schaden davon nicht besser geworden ist, braucht nicht erst gesagt zu werden.

Aber die Zipslerin hat auch in der andern Sache recht behalten. Der Franzl war seinem Charakter nach wirklich ein „Halbscheidiger“. Auf der einen Seite — allem Weiblichen gegenüber galt er als ein ausgemachter Traumnicht, während ihn die Burschen, und besonders dann, wenn sie ihn wegen seiner ungleichen Ohren frozgelten, schon frühzeitig als einen rechten Kampfhahn kennen lernten. So kam's, daß er bei seiner Volljährigkeit schon unzählige Rauserien hinter sich hatte, ohne auch nur ein einziges Mal ans Kammerfenster einer Dien geklopft zu haben. Diese Zwieseltigkeit seines Wesens hing unstreitig mit seinen ungleichen Ohren zusammen.

Aber einmal padte die Lieb' der Franzl doch, und zwar so wildmächtig, daß er alle Duckmäuserigkeit vergaß und sich an die schönste und zugleich reichste Dien im Ort, die Kreszenz vom Sonnenlittenhof, heranmachte. So jung er war, saß er doch

schon als Bauer auf seinem Anwesen und konnte also der Kreszenz seinerseits mit allerhand aufwarten. Und die bildsaubere Dirn hätte den Hirnrisser Franzl auch nicht ungern gemocht, aber da war ein Hindernis, das sagte sie ihm auf den Kopf zu — seine zwei ungleichen Ohren.

Kurz und gut, sagte sie ihm, es könne aus ihr und ihm nimmer ein Paar werden. Jetzt täten sie nur über ihn allein lachen, wenn er mit seinen g'spazigen Wascheln daherkäm', dann aber ging das Gespött auch auf sie, weil sie ihn genommen hätt'. Er solle zum Bader gehn, meinte sie höhnisch, und sich ein andres Ohr annähen lassen, dann könnte er vielleicht wieder vorfragen.

So eine war die Kreszenz. Eine, mit der's nicht gut war, Kirschen zu essen, eine stolze, hochfahrige, eine, die nicht nur schon jetzt die Chalten auf ihres Vaters Hof über Gebühr im Zaum hielt, sondern die sicherlich auch mit ihrem künftigen Mann, wenn er ihr nicht ganz gewachsen war, einen gelinden Trab fahren würde.

Das merkte der Franzl an dem Tag, da er diese derbe Abfuhr bekam, und wenn ihn die Lieb' nicht so mit Haut und Haaren gefressen hätte, weiß Gott, er hätte eine Wallfahrt zum heiligen Laurentius wegen „glücklicher Errettung aus roßer Gefahr“ angetreten. So aber stürzte er außer seinem großmächtigen Verzweh nur einen Eselszorn über sein Mißgeschick, das ihn mit zwei so ungleichen Löffeln hatte zur Welt kommen lassen, und um den Eselszorn zu verkaufen, ging er ins Wirtshaus.

Heut', wann mi oaner aufzwickt zweg'n keine Wascheln, dachte er ingrimmig, und als eine Ohr schien sich vor Kampfeslust kühlich noch einmal so unternehmend im Kopf abzustellen, während er unter die Tür der sonntäglich überfüllten Wirtshube trat. Er bestellte eine Maß, und nachdem er sie auf einen Zug geleert hatte, noch eine, und saß dann da, die Ellenbogen aufgestützt, den Kopf gesenkt, als ginge ihn das ganze Treiben ringsum nichts an.

Sunächst war's auch ganz zünftig, wie

man zu sagen pflegt, aber mit dem wachsenden Bierkonsum wuchs auch die Ausgelassenheit; einer, der Spechtmußl, ein Holzknecht aus dem nahen Tirolischen, holte seine „Klampfen“ hervor, und im Nu war man mitten drin in den waschechtesten Spottg'sangeln. Allerlei mehr oder minder gutsitende, gereimte Unzulänglichkeiten flogen hin und her, und der Mußl, der besonders viel los hatte im blitzschnellen Erfinden von Schnadahüpfeln, war einer der schlagfertigsten. Da es ihm nicht paßte, daß ein lebfrischer Bursch unter der allgemeinen Lustigkeit so kopfhängerisch dastehen konnte, als hätten ihm die „Hendln“ das Brot weggefressen, beschloß er schließlich, den Einzelgänger von Hirnrisserfranzl aufs Korn zu nehmen.

Er drehte sein Hüttl um, daß die Spielhahnsfeder nach vorn zu sitzen kam, und schmetterte zu der kunstlosen Begleitmusik seiner Zither los:

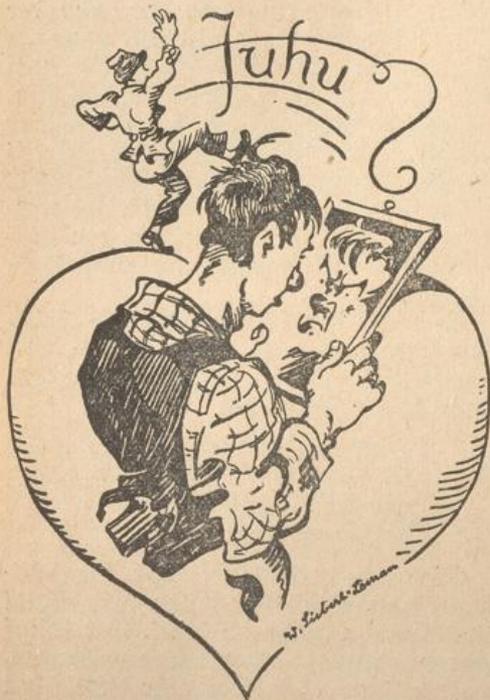
Heut' hat si' der Mesner
sei' Platt'n abg'schorn,
und der Hirnrisser Franzl
hat zwoa ungleiche Ohren.

Schallendes Gelächter war die Antwort, aber gleich drauf flog dem Mußl ein Bierkrug an den Schädel. Der Wurf war geradewegs aus der Ecke gekommen, wo der Franzl saß. Das aber bildete den Auftakt zu einer allgemeinen Keilerei.

Wie es bei so etwas zuzugehen pflegt, wird jeder wissen, der Sonntags schon einmal ein Dorfwirtshaus besucht hat, und so brauchen wir uns nicht lang mit einer genauen Schilderung aufzuhalten. Der Schluß von allem war, daß der Bader geholt werden mußte, um die verschiedenen Schädel wieder notdürftig zu recht zu stellen. Um wildesten mußten der Hirnrisser Franzl und der Spechtmußl aneinandergeraten sein, wenigstens waren die beiden Kämpfenden nur mit Mühe zu trennen, und als es endlich gelungen war, konnte der Bader feststellen, daß jedem von ihnen ein Ohr, und zwar das rechte, fehlte.

Man suchte also unter den umgeworfenen Bänken und Tischen, und nach

längerer Bemühung waren die abhanden gekommenen Attribute der beiden Kampfhähne richtig beigebracht. Da es noch anderweitig viel zu tun gab, mußte es mit dem Annähen schnell gehen, und bald trollerten die beiden Blessierten, einen Pfundsverband um die nicht unbeträcht-



... wie so ein quadratener Mostschädel ausschaut, der dazumal hat „Juhu“ schreien können ...

lich aufgequollenen Kirbisse gewickelt, mit Ach und Krach heim.

Wer aber beschreibt die angenehme Ueberraschung vom Hirnrisser Franzl, als ihm der Bader das erstemal den Verband abnimmt, und er in den Spiegel gucken darf. Der Kerl, der da aus dem Glas herauslacht, ist ein blitsauberer Bursch, ist er, der Franzl selber, mit allem was zu ihm gehört, nur eins ist sozusagen nicht auf seinem Mist gewachsen: das Ohrwaschel. Rein Zweifel, in der Eile

sind die abgerissenen Ohren vertauscht worden, der Spechtmufl hat das riesige, weitmächtig abstehende vom Franzl gekriegt, der Franzl dagegen das recht anschmiegsame Ohr vom Spechtmufl.

„Juhu“, schreit der Franzl und macht einen Luftsprung, und auch schon draußen bei der Tür ist er, daß der Bader zuletzt gar nicht weiß, wo er eigentlich so schnell hin will.

Das Ziel vom Franzl aber ist der Sonnplattenhof, denn jetzt, mit dem reputierlichen neuen Ohr, will er das Brautwerben um die stolze Kreszenz noch einmal angehn.

Die Kreszenz hat denn auch wirklich bald darauf mit dem Franzl Verspruch gemacht. Warum auch nicht, wo doch das anfängliche Hindernis radikal beseitigt war, — und nicht um vieles später sind die zwei ein Paar geworden.

Sehr zum Schaden vom Hirnrisser Franzl übrigens, der sich im stillen noch oft sein vertauschtes Ohr zurückwünscht, mit dem jetzt ein anderer herumlauft.

Weiß Gott, sein Draufgängertum muß wirklich in der einst so unternehmenden Flankierung seines Schädels gefessen haben, denn seit ihm die beiden Ohren glatt am Hinterkopf anliegen, daß er ordentlich zahm ausschaut, getraut er sich fast nicht mehr aus sich heraus. Schon gar nicht aber dann, wenn die Kreszenz in der Nähe ist, die von Tag zu Tag mehr in die Breite geht, obwohl sie jetzt schon dick und fett ist wie eine Schmalznuudel um Kirchweih.

Wenn sie aber wieder einmal, wie es nicht selten geschieht, mit ihm einen scharfen Trab gefahren ist, dann schaut er sich mitunter seufzend in den Spiegel, damit er sich's recht gut einprägt, wie so ein viermal quadratener Mostschädel eigentlich ausschaut, der dazumal hat „Juhu“ schreien können, wie er gewahr geworden ist, daß ihm der Bader das eine Waschel vertauscht hat.

Verantwortlich für den Inhalt: Franz Sirkler, Freiburg i. Br. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Franz Benz, Bahr i. B. Mindestauflage Jahrgang 1940: 225 000. Pfl. Nr. 4 gültig. Verkaufspreis RM. — 50. Druck und Verlag Moritz Schauenburg, Bahr i. B. G. 13. 7. 1939.



Hilft bei Hexenschuss Rheuma, Gliederreißen



Das Pflaster enthält die wirksamen Extrakte vom Wohlverleeh (Arnica), der Tollkirsche (Belladonna) und vom spanischen Pfeffer (Capsicum). Arnica wirkt beruhigend, Belladonna schmerzlindernd, Capsicum wärmependend. Sie brauchen das ABC-Pflaster nur aufzulegen, schon verbreitet sich seine milde Wärme, und bald verspüren Sie Linderung der Schmerzen. Sie erhalten das ABC-Pflaster in jeder Apotheke.

ABC-Pflaster

Alle Frauen voll Vertrauen auf diese Haushalthelfer schauen:

Dr. Thompson's Schwammpulver,
das wirksame Waschmittel zum Einweichen, Vorwaschen, Waschen, Schrubben

Seifix, das beliebte Bohnerwachs, gibt jedem Boden schönsten Glanz!

Das Pilo - die bewährte, moderne Schuhpflege. Tiefschwarz und farbig

Segeputz, das nicht kratzende Scheuerpulver für Küchen-, Haus- u. Wirtschaftsgeräte!

sind Helfer, flink und willig - und auch obendrein noch billig!

Seit Monaten unerträglicher Gelenkrheumatismus

„In kurzer Zeit wieder voll arbeitsfähig.“



Herr Bonaventura Schmitt, Heizer, Frankfurt a. M., Fröbelstraße 2b, schreibt uns am 18. April 1938: „Seit Monaten litt ich an unerträglichem Gelenkrheumatismus und konnte nur unter großen Schmerzen meine Arbeit verrichten. Trotzdem ich ausgesprochener Gegner bin gegen alles, was Tabletten heißt, nahm

ich Logal-Tabletten und war erstaunt über die sofortige Wirkung derselben. Um 8 Uhr ließ ich mir aus der Apotheke eine Packung zu RM 1.24 holen und um 9 Uhr beim Frühstück konnten es meine Arbeitskameraden kaum glauben, daß Logal eine solche verblüffende Wirkung hatte und ich wieder die Arbeit verrichten konnte. Nach der 3. Packung war

ich und bin ich bis heute noch schmerzfrei geblieben. Nun muß ich mich als Tablettengegner geschlagen geben mit der Ueberzeugung, daß nur Ihr Logal mich von meinem Leiden in so kurzer Zeit befreit hat. Meinen aufrichtigen Dank!“

Die Erfahrungen anderer sind wertvoll! Der Bericht von Herrn Schmitt ist einer von vielen, der uns unangefordert aus Dankbarkeit zugegangen ist. In der Tat hat Logal Unzähligen bei Rheuma, Gicht, Ischias, Hexenschuß, Nerven- und Kopfschmerzen sowie Erkältungskrankheiten, Grippe und Influenza rasche Hilfe gebracht. Es hat keine schädlichen Nebenwirkungen und die hervorragende Wirkung des Logal wurde von Ärzten und Kliniken seit Jahren bestätigt. Haben auch Sie Vertrauen und machen Sie noch heute einen Versuch - aber nehmen Sie nur Logal! In allen Apotheken erhältlich. RM. 1.24.

Lesen Sie das Buch „Der Kampf gegen den Schmerz“. Es ist für Kranke und Gesunde von größtem Interesse. Sie erhalten es auf Wunsch kostenlos und unverbindlich vom Logalwert München K 27/32.

Unsere Kalenderbeilage

Der Leser, der die beiden Bilder betrachtet, mit denen der Karlsruher Maler und Graphiker Ernst Feuerstein unsern Beilagenkalender schmückte, wird wohl ohne weiteres erkennen, daß der Künstler uns damit in die Welt des Volkslieds führen will. Da das im Volke lebende Lied den Tageslauf vom frühen Morgen bis zur Nacht begleitet und zum Ausdruck bringt, was während des ganzen Jahres unser Herz bewegt: Gott, Vaterland, Freude an der Natur, Liebesglück und Liebesleid, so ist es gut, wenn auch der Wandkalender uns einmal vor Augen führt, welch ein Reichtum an Gemüt und Seele, Schönheit und geistiger Kraft im Volkslied lebt.

Aus dem unerschöpflichen Reichtum unseres deutschen Liedgutes griff der Künstler zwei Lieder heraus, ein altes und ein neueres, die wie Frühling und Herbst, Sommer und Winter die Gegensätze des Daseins unserm Gefühl nahe bringen. Das Bild über dem ersten Halbjahr des Kalendariums atmet die köstliche Morgenstimmung des Liedes:

Wohlauf, die Luft geht frisch und rein,
wer lange sitzt, muß rosten;
den allersonnigsten Sonnenschein
läßt uns der Himmel kosten.

Im Vordergrund sehen wir den deutschen Bauer bei der Erntearbeit. Die eben aufgegangene Sonne vergoldet die sommerliche Landschaft, in der sich frisches Leben regt. In sinniger Weise hat der

Künstler hier die deutsche Wehrmacht in das Bild einbezogen: man sieht eine Abteilung Soldaten auf dem Marsch, und frohgemut blickt der Mäher auf die stolze Truppe, in deren Schutz er seiner friedlichen Arbeit nachgehen kann. Der Text des Liedes stammt von dem süddeutschen Dichter Joseph Viktor von Scheffel (1826 bis 1886), der selbst ein froher Wanderer und großer Naturfreund war.

Im Gegensatz zu dieser Darstellung des erwachten morgenlichen Lebens führt uns das Bild auf der Rückseite in eine geruh-same und feierliche Abendstimmung:

Der Mond ist aufgegangen,
die goldnen Sternlein prangen
am Himmel hell und klar.
Der Wald steht schwarz und
schweiget,
und aus den Wiesen steigt
der weiße Nebel wunderbar.

Diese herrlichen Verse stammen von dem Dichter und Kalendermann des „Wandsbäcker Boten“ Matthias Claudius (1740—1815), die tiefbeseelte Melodie schuf J. P. A. Schulz (1747—1800), der uns noch andere schöne volkstümliche Liedweisen schenkte. Das Bild bedarf keiner weiteren Erläuterung; es vermittelt uns unmittelbar, wie das innige Lied selbst, die friedliche Abendstimmung, in der die Menschen nach getaner Arbeit ausruhen und den Tag ausklingen lassen in eine getragene Volksweise.

Zur Beachtung

Die im Kalendarium abgedruckten Zwei- und Vierzeiler sind den Werken Johann Wolfgang Goethes, des größten deutschen Dichters entnommen. Sie vermitteln etwas von der Lebensweisheit dieses einzigartigen Menschen und sind meist erst nach seinem sechzigsten Lebensjahre nie-

dergeschrieben worden, also Zeugnisse einer ausgereiften Altersweisheit, die auf ein inhaltsreiches, wohlgenutztes Leben zurückschaute und ihre Erkenntnisse in volkstümliche Spruchform zu kleiden verstand.



Zu treuen Händen . . .

Ob ein Haustier gutmütig und dankbar ist, gesund und gut in Futter, das hängt von der Behandlung ab. Ja, damit allein steht und fällt die ganze Zufriedenheit und gute Entwicklung aller Kreatur.

Aber auch die angeblich toten Gegenstände und Sachen, die uns umgeben, haben ihr organisches Leben. Und auch sie gedeihen oder verkommen je nach der Pflege, die ihnen zuteil wird.

Die feinen Kleider und Stoffe z. B., die geschaffen wurden, um sich weich und gefällig an Sie zu schmiegen, um Sie hübsch und adrett durch die Gegend spazieren zu lassen, können diese ihre löbliche Aufgabe nur erfüllen, wenn sie selbst richtig gepflegt werden. Wenn sie also fern von aller groben Behandlung, ohne scharfe Mittel und gewaltsame Reibereien, die richtige „Fein auf Fein“-Wäsche im schäumenden Fewa-Bad erhalten.

K/70

Fewa



Unsere Wettervorhersage

Keine langfristige Wettervorhersage kann nur unter Zugrundelegung astronomischer Begebenheiten erfolgen. Es ist z. B. bekannt, daß die Veränderungen der Sonnenflecken bedeutende Störungen im Wetterverlauf zur Folge haben und daß diese Veränderungen in einem gewissen Rhythmus auftreten.

Außer einer von den Meteorologen beobachteten zehnjährigen Periode wurden auch solche von sieben Jahren festgestellt, was übrigens der grundlegenden Voraussetzung des sogenannten Hundertjährigen Kalenders entspricht, der immer noch Anhänger hat, obwohl er in der überlieferten Form falsch ist. Als Beispiel für die zehnjährige Periode seien angeführt die Jahre mit milden Wintern: 1903, 1913, 1923, 1933 oder 1906, 1916, 1926, 1936 oder 1910, 1920 und 1930. Kalte Winter hatten die Jahre 1902, 1912, 1922, 1932 oder 1907, 1917, 1927 und 1937. Eine siebenjährige Periode mit milden Wintern ist in den folgenden Jahren zu erkennen: 1904, 1911, 1918, 1925, 1932 (teilweise) und 1939 oder: 1906, 1913, 1920, 1927, 1934. Kalte Winter kehrten wieder in den Jahren 1901, 1908, 1915, 1922, 1929. Auch die Allerweltszahl 3 spielt eine Rolle, wie man aus der Reihe der Jahre mit milden Jahren erkennen kann: 1903 — 1906, 1910 — 1913 — 1916, 1920 — 1923 — 1926, 1930 — 1933, 1936 — 1939. Kalt waren dagegen die Winter der Jahre: 1902 — 1905, 1909 — 1912 — 1915, 1919 — 1922, 1929 — 1932 (teils), 1935 — 1938.

Auch der Mond, das einzige uns nahe

große Gestirn, dessen Lauf vorausberechnet werden kann (wie es die Angaben über die Finsternisse und die Fluttabelle zeigen), hat gewisse Einflüsse auf die Witterung. Man weiß, daß seine Erdnähe nach 9 Jahren bestimmt wiederkehrt, was man von den Sonnenflecken nicht so genau sagen kann. Nach den Professoren Freybe und Lambrecht bringt der Neumond in Erdnähe häufig Trockenheit, der Vollmond in Erdnähe aber Regen. Diese Regel hat nach der seit 1900 durchgeführten Beobachtung gestimmt. Es kommt dazu, daß eine gleichzeitige Fleckenlosigkeit der Sonne die Trockenheit noch vermehrt, eine Fleckenfönde aber mäßigt, wie es in den letzten Jahren ja der Fall war. Die Ernte war deshalb in den letzten Jahren nie gefährdet; der Ertrag meist gut. Beim Vollmond in Erdnähe verstärkt sich der Regen. Hierauf muß man die kommenden Jahre achten. Die Höchstabweichung des Mondes vom Äquator brachte seit 1913, wo sie stattfand, bis 1921 Hitzewellen und viele milde Winter. Die Sache wiederholte sich von neuem 1932 bis jetzt. Bei der Minusdistanz des Mondes 1904 folgten einige kühle Sommer, ebenso 1922 bis 1924. Solche stehen uns nun auch bald bevor. Der Lauf des Mondes (siehe Kalenderium linke Seite, letzte senkrechte Spalte), dessen Stand nach 9 und 18 Jahren ähnlich ist, zeigt erfahrungsgemäß ähnliches Wetter.

Auf der Grundlage dieser Erkenntnisse stellte der Kalendermacher für das Jahr 1940 seine Voraussetzungen auf.

Die Auf- und Untergangszeiten von Sonne und Mond

Bekanntlich machen die meisten Kalender Angaben über die Auf- und Untergangszeiten von Sonne und Mond. Bei genauerem Vergleich entdeckt man, daß die verschiedenen Kalender für den-

selben Tag verschiedene Zeitangaben machen. Es wäre aber falsch, deshalb etwa gleich auf Ungenauigkeit oder mangelhafte Sorgfalt zu schließen.

(Fortsetzung übernächste Seite)

mit 4 Räder
Vorderschalt
* 33.-

* 125.-

**Fordert
den
Stufenbrok-
Katalog**

über diese und
mehr als 1000
andere Artikel.

Hauptkatalog ab Februar
Wiederanlieferung ab Oktober.

Garantie Geld zurück,
wenn Ware nicht gefällt!

**Stufenbrok
früher EINBECK
Kassei 207**

* 2.-

* 3.50

* 48.-

* 17.75

* 15.50

* 50.-

* 5.-

* 125



Anregend
Erfrischend
Belebend
und

immer ein Genuß
deshalb

Tischnutzluftwanzl

von

Gebrü. Bernard AG, Regensburg
der größten Schnupftabakfabrik Deutschlands

Braucht der Mann alles von der Frau zu wissen?

In einer glücklichen Ehe gibt es zwischen Mann und Frau keine Geheimnisse. Und doch wird eine kluge Frau manches für sich behalten. Der Mann will ja auch meistens gar nicht alles wissen. So genügt es ihm vollkommen, wenn das Essen recht gut schmeckt, er braucht nicht zu wissen, welche feinen Zutaten seine Frau dazu verwendet hat. Er freut sich, wenn die Wohnung vor Sauberkeit strahlt, aber welche Frau erzählt ihrem Mann, wieviel Staubtücher, Scheuerlappen oder Putzmittel dafür gebraucht wurden. Wenn sie immer hübsch und gepflegt aussieht, dann ist der Mann mit Recht stolz auf eine solche Frau, aber muß er unbedingt wissen, auf welche Weise sie sich pflegt, verschönt und ihr jugendliches Aussehen erhält? Nein, ihm genügt es zu sehen, wie hübsch seine Frau ist. Er will und braucht nicht zu wissen, wie sie das erreicht.

Ein Mittel, das natürliche Schönheit verleiht, wie sie jeder Mann liebt, ist die Marylan-Creme. Zahllose Frauen verwenden sie regelmäßig zur Pflege ihrer Haut, die stets zart und rein ist und bleibt ohne kleine Schönheitsfehler wie Mitesser, Pickel oder Fältchen. Zahlreiche freiwillige Dant-

schreiben, darunter auch viele von Ärzten, bestätigen, daß Marylan-Creme sich vorzüglich zur sorgfältigen Pflege der Haut eignet.

Am besten überzeugen Sie sich selbst davon. Eine Probe und ein Büchlein mit Ratschlägen zur erfolgreichen Schönheitspflege steht Ihnen kostenlos zur Verfügung. Legen Sie den endstehenden Freibezugschein in einen offenen Umschlag, auf dessen Rückseite Ihre genaue Adresse vermerkt ist. Nun noch eine 3-Pfg.-Marke aufkleben und Sie erhalten kostenlos und portofrei die Probe Marylan-Creme und das Büchlein über richtige Schönheitspflege. Beachten Sie bitte auch die anderen Erzeugnisse des Marylan-Vertriebs: Marylan-Zahnpasta „Myrrhengold“, ein besonders wirksames Mittel zur Pflege von Zähnen und Zahnfleisch, und Marylan-Schönheitsseife, eine hochwertige und milde Seife von zartem Duft. — Meine Erzeugnisse sind in den einschlägigen Geschäften zu haben. W möchten Sie diese Seite unzerschnitten lassen, so genügt es, wenn Sie die Worte des Freibezugscheines auf eine Postkarte schreiben und einsenden.

Freibezugschein: Marylan-Vertrieb, Berlin 179, Blücherstraße 22. Senden Sie mir bitte völlig kostenlos und portofrei eine Probe Marylan-Creme, das lehrreiche Schönheitsbüchlein mit Abbildungen und Druckfachen über Seife und Zahnpasta.

Die Zeiten der Auf- und Untergänge hängen von der geographischen Lage der Orte ab. Daß ein hochgelegener Ort die Gestirne in einem anderen Augenblick aufgehen sieht als ein tiefer gelegener, ist ohne weiteres verständlich. Auch daß verschiedene geographische Breiten einen Unterschied machen, ist bekannt. Jedermann weiß, daß am Equator und in den Tropen die Sonne immer ungefähr um 6 Uhr auf und um 18 Uhr untergeht, daß aber in höheren Breiten, also z. B. in Mitteldeutschland, im Sommer die Sonne wesentlich vor 6 Uhr auf- und wesentlich nach 18 Uhr untergeht. Geht man noch weiter nach Norden, dann kommt ein Punkt, wo die Sonne so früh auf- bzw. so spät untergeht, daß die aufgehende mit der untergehenden des Vortags zusammentrifft (Mitternachtssonne).

Auch der geographische Längenunterschied beeinflusst Auf- und Untergangszeiten, aber nur der rasch bewegten Gestirne, also in unserem Fall nur des Mondes. Bei der Sonne macht der Längenunterschied deshalb nichts aus,

weil die Uhren diesem schon angepaßt sind. Auf der ganzen Welt zeigen die Uhren um Mittag 12 Uhr, obwohl in Amerika zum Beispiel dieser erst 6 Stunden nach unserm Mittag eintritt. Aber die dortigen Uhren gehen eben gegen unsere 6 Stunden nach. Beim Mond macht dagegen der Längenunterschied wohl etwas aus, weil er in der zwischen den beiden Orten liegenden Zwischenzeit seinen Ort unter den Sternen schon merklich verändert. D. h. die Aufgangszeit für den Mond in Köln bezieht sich auf eine andere Stelle des Himmels als die Mondaufgangszeit z. B. für Breslau.

Zum Schluß kommen an alle diese Rechnungen noch die Korrekturen auf die mitteleuropäische Zeit (M.E.Z.), die alle wieder verschieden sind für jeden Ort.

Es sind also so viele Möglichkeiten für Unterschiede in den Zeitangaben gegeben, daß man sich nicht wundern darf, wenn die verschiedenen Kalender nicht übereinstimmen. Jeder Kalender müßte eigentlich angeben, für welchen Ort seine Zeitangaben gelten sollen.

Ein altbewährtes Hausmittel

von vielseitiger Anwendbarkeit ist das

Waaning-Tilly-Haarlemer Oel

Es reinigt das Blut, desinfiziert den Magen-Darm-Kanal und hat oft gute Dienste geleistet bei Leber- und Gallenleiden.

In Flaschen und Kapseln erhältlich in allen Apotheken

GEBR. WAANING-TILLY, EMMERICH a. Rh.

Verlangen Sie unsere Gratis-Broschüre

Für verwöhnte Natron-Verbraucher:



Natrondoctor-Tabletten
vorzüglich gegen Sodbrennen,
Druck und Magenbeschwerden,
milde, heilungsfördernd, wirtschaftlich.

Rezepte gratis. Arnold Böhm Ver., Berlin



Auch in preiswerten Beuteln erhältlich!

Kaiser-Natron
altbewährt zum Weichkochen
von Hülsenfrüchten, beim Obst-
Einmachen-Zuckerersparnis!

Schnelleres Weichkochen: Brennstoffersparnis

DR. OETKER- ERZEUGNISSE



helfen der Hausfrau
wirtschaften!



Zeitgemäße Rezepte
erhalten Sie kostenlos von

DR. AUGUST OETKER · BIELEFELD 5



Erhalte Deine Gesundheit durch naturgemäße Lebensweise und benütze bei auftretenden Beschwerden ob. Krankheiten zu deren Bekämpfung heilkräftige Pflanzen, welche der Natur entnommen sind. Aus solchen Naturerzeugnissen verprobt zusammengestellt sind die durch ihre Erfolglosigkeit bekannten

Philippsburger Herbaria-Kräuter-Heilmittel.

Dieselben werden in Spezialmischungen für die einzelnen Krankheiten zusammengestellt und sind als Kräuter-Tee, Kräuter-Pulver, Kräuter-Pulvertafeln, Kräuter-Tabletten und Kräuter-Säfte erhältlich. Es werden empfohlen bei:

Arterienverkalkung	Mischung Nr. 4	Körperluz	Mischung Nr. 32	Nervenleiden	Mischung Nr. 80
Blähung	" Nr. 6	Hämorrhoiden	" Nr. 49	Husten, Verschleimung	" Nr. 68
Blut und Rheuma	" Nr. 41	Hirneinblut	" Nr. 19	Zuckerkrankheit	" Nr. 89
Herzleiden	" Nr. 52	Magenleiden	" Nr. 63	Krampfleiden	" Nr. 64

Preis pro Packung je nach Sorte und Verpackungsform 2.15—2.90 Mk.

Aus der Dankschreibenmappe

- Nr. 44 7.2.38. Gleichzeitig möchte ich an dieser Stelle bemerken, daß mein Rheumaleiden schon beim 4. Paket günstig verschwunden ist. Ich bin Ihnen sehr dankbar und werde stets demüht sein, jedem, der an Rheuma leidet, Ihren Tee zu empfehlen. Al. Spaltenen/Ostpr. gez. Friedrich Diefenbach, Zollaßfurt.
- Nr. 66 12.11.36. Kann frei durchatmen und fühle mich viel wohler als früher. Selbst mein Kassenarzt, von dem ich mich im Jahre dreimal untersuchen lasse, freut sich, daß der Lungensfund immer besser wird. — Mit der Verwertung meines Daneschreibens vom 12.11.1936 bin ich einverstanden. gez. Christian Schmitt, Schafmeister. Bedensiedt/Harz, am 4. Okt. 1938.
- Nr. 68 18.6.38. ... muß Ihnen mit teilen, daß ich voll und ganz mit der Kräutermischung Nr. 63 zufrieden bin. Ich habe keine Schmerzen und kein Ziehen mehr im Magen und muß staunen, daß ein Paket Kräuter-mischung solche Dienste tut. Ich kann von morgens bis abends wieder meiner Arbeit nachgehen. — Mit der Verwertung meines Daneschreibens vom 18.6.38 bin ich einverstanden. gez. Theo Manjon, Bockweald, 10. Okt. 1938.
- Nr. 80 13.1.37. Schon seit Jahren beziehe ich Ihren Kradentee mit bestem Erfolg. Ich kann ruhig behaupten, dieser Tee hat mir wieder Lebensfreude verschafft. Ich bin ein gesunder Mensch geworden. — Mit der Verwertung meines Daneschreibens vom 13.1.37 bin ich einverstanden. Helmbrichts, am 7. Okt. 1938, gez. Leopold Kraus, Bauartifel.

Herbaria Interessenten wollen meine Aufklärungsbrochure „Das Pflanzenheilverfahren“ verlangen; dieselbe wird gern kostenlos zur Verfügung gestellt. (Baden)
Kräuterparadies **Philippsburg** K 132,40
Philippsburg Alfred Belzner

Die schnellste Beförderung

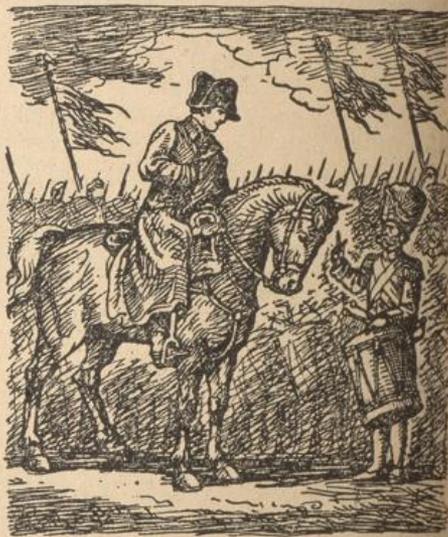
Von Wilhelm Auffermann

Auf seinem kleinen weißen Araber Marengo, umgeben vom Stab der Generale, reitet der Korps die Front seiner Grenadiere ab. Das fünfundvierzigste und sechszwanzigste Regiment haben keine Fahnen mehr. Nur Stangen. Einige Fesseln Seide flattern daran. Voll Ehrfurcht zieht der Kaiser den Hut und verbeugt sich. Reitet weiter. Sieht jedem forschend ins Gesicht. Erkennt so manchen tapferen Schlachtgenossen. Seine bleichen Wangen färben sich.

Tambour Castagnet steht in der ersten Reihe der alten Garde. Das sonnverbrannte Gesicht ist gedunsen. Schmutzig. Castagnet lebt sonst in Pulverdampf und Alkohol wie der Hecht im Wasser. Ein Stückchen Hirnschale fehlt ihm über der Schläfe. Als er den Kaiser heranreiten sieht, rollen sich ganz von selbst die Spitzen seines roten Schnurrbartes auf. Das Soldatenherz beginnt in gewaltigen Schlägen zu pochen. Alle Glieder kommen in zappelnde Unruhe.

Der Kaiser sieht ihn und legt die Hand an den Hut. Hält an: „Warum säuberst du dich nicht besser? Täuschst mich mein

Gedächtnis nicht, so heißest du Castagnet und hast Mut und Geistesgegenwart bei Montebello bewiesen, wo du deinem



„Mit dem Waschen geht es nicht mehr, mein Kaiser“, stammelte der Tambour, und streckte seine Hände vor — vier Finger fehlen.

Kommandanten im Scharmüzel das Leben gerettet hast. Eine Tat, die sich allerdings gewaschen hat.“

(Fortsetzung übernächste Seite)

Haarwunden

Wie schwer ist es oft, sich von diesem häßl. das Leben verbitternd. Leiden zu befreien. Durch welches einfach anzuwend. Mittel mein Vater von jahrelang. Leiden u. zahlreiche andere Kranke in kurzer Zeit oft schon in 14 Tagen völlig geheilt wurden, teile ich Ihnen, gern kostenlos und unverbindlich mit. **MAX MÜLLER**, Heilmittelvertrieb, Bad Weisker Hirsch bei Dresden A 10



Moderne Lockenfrisur

für Damen, Herren und Kinder ohne Brennschere durch meine seit vielen Jahren erprobte Haarträufelung. Die Locken sind haltbar auch bei feuchtem Wetter und Schweiß, die Anwendung ist kinderleicht und haarschonend sowie garantiert unschädlich. Viele Anerkennungen und tägliche Nachbestellungen. Versand durch Nachnahme. Flasche 1.50 RM., Doppelflasche 2.50 RM. und Porto. Monate reichend.

Warzen, Leberflecken Muttermale sowie erhöht liegenden Ergrünungen wurden vollkommen beseitigt mit **Mazerra**, was viele Dankbriefe beweisen. Mazerra ist leicht anzuwenden, rein schneidend, einfache Auftragen mit dem Pinsel u. nach ein paar Tagen sind Sie frei von all diesen Schönheitsfehlern. Pdg. Nf. 2.— und Porto. Bitte Fehler genau angeben. Versand erfolgt per Nachnahme zuzüglich Porto durch: **Frau G. Diessle, Karlsruhe a. Rhein E113**



O-X-BEINE
verdeckt elegant. F. E. Müller,
Chemnitz 16/A 17, Gabelsberg-
straße 61. Prospekt frei

Bitte nehmen

Sie bei Anfragen oder Käufen Bezug auf den Kalender. Wir sind Ihnen dafür sehr dankbar!

Sei von lästigen Haaren

möchte jede gepflegte Frau sein! Warum grämen Sie sich also noch länger, wenn Sie unerwünschten Haarwuchs im Gesicht oder am Körper in 3-4 Min. sicher entfernen können? Der ärztl. ausprob. u. weltverbreitete „Hewalin-Haarentferner“ Marke Antipilox Wz Nr. 229538 ist seit 30 J. bewährt u. auf international. Fachausstellungen Paris u. Antwerpen 1908 m. hohen Auszeichnung. Gold. Medaille, Ehrenkreuz u. Ehrendiplom prämiert. Diese 30 J. Bewährung i. d. beste Garantie f. Güte u. Zuverlässigkeit. „Hewalin“ beseitigt: die unerwünschten Quälgeister, ohne die Haut im geringsten anzugreifen. Zahlreiche Anerkennungen dankbarer u. zufriedener Kunden! Außer dem d. Garantie: Geld zurück, wenn bei Ihnen erfolglos. Sie können also vertrauensvoll bestellen! Große Original-Packung RM. 4.50. Nur echt zu beziehen v. d. Hersteller-Firma geg. Nachnahme od. Voreinsendung. Schreiben Sie also noch heute an **Laboratorium Wagner, Köln 162, Bayenthalgürtel 32.**

Wie werde ich gesund?

Viele Krankheiten entstehen durch Gifte, die sich im Laufe der Jahre im Körper festgesetzt haben. Diese Gifte verunreinigen das Blut und verursachen vielfach ernsthafte Schäden an der Gesundheit. Wenn Sie über mancherlei Beschwerden zu klagen haben, dann sollten Sie Ihren Körper von diesen schädlichen Giften und Schlacken befreien.

Ein natürliches Mittel, das Ihren Körper von diesen schädlichen Giften befreit, ist „Santa-Vio“. Dieses wirksame Pulver besteht aus Heilpflanzen und Mineralien und hat schon vielen Menschen geholfen. Lesen Sie selbst, was dankbare Verbraucher über den Erfolg von „Santa-Vio“ berichten:

„Seit 22 Jahren leidet meine Frau an Magenbeschwerden und Appetitlosigkeit. Nach der zweiten Sendung „Santa-Vio“ ging es meiner Frau täglich besser. Die Magenschmerzen sind ganz verschwunden, und der Appetit zum Essen ist wieder vorhanden. Meine Frau kann jetzt wieder alle Arbeiten verrichten. Auch ich nehme „Santa-Vio“ ein und fühle mich, ebenso wie meine Frau, um viele Jahre jünger. **Martin Klaua**, Poststelleninhaber, Striesow über Kottbus, den 17. 4. 39.

„Ich litt unter verschiedenartigen Beschwerden wie Herzklopfen, Schwindel, schlechte Verdauung und war immer recht müde, abgespannt und blaß. Seitdem ich für „Santa-Vio“ nehme, sind diese Beschwerden fast gänzlich verschwunden. Ich fühle mich wohl und widerstandsfähig.“ **Frl. Pauline Furtwüller**, Stammheim (Wttbg.), Hindenburgstr. 157, d. 14.3.39.

„Vor zwei Monaten bestellte sich mein Sohn „Santa-Vio“, das ihm sehr gut getan hat. Deshalb möchte ich nochmals eine Kurpackung bestellen. Mein Sohn sieht jetzt frischer aus als früher. Man sieht, daß „Santa-Vio“ die Gifte aus dem Körper entfernt.“ **Frau Haas**, Konstanz, Fr. Selbte-Str. 34, d. 13. 1. 39.

„Ich kaufte mir vor einiger Zeit in einer hiesigen Apotheke Ihr Kräuterpulver „Santa-Vio“ und kann Ihnen heute erfreulicherweise mitteilen, daß ich von der Wirkung dieses wundervollen Pulvers wirklich überrascht bin. Ich fühle mich trotz meines hohen Alters wieder rüstig und kann jetzt auch jeden Abend wieder schlafen. Meine Schlaflosigkeit und Nervosität hatten mich früher besonders gequält, aber dank Ihres Präparates hat sich mein Befinden außerordentlich gebessert. Ich habe auch unter aufsteigender Hitze gelitten, was jetzt vollkommen verschwunden ist.“ **Frau Dr. Rother**, Dresden A 1, Albrechtstr. 1, den 10. 10. 36.

Wenn so viele dankbare Menschen bestätigen, daß sie sich nach einer „Santa-Vio“-Kur frischer, gesünder und widerstandsfähiger fühlen — warum wollen Sie dann dieses bewährte Naturmittel nicht einmal versuchen? Eine Probepackung kostet RM. 1.85 zuzüglich Portospesen. Eine Kurpackung, die etwa 3 Monate ausreicht, kostet RM. 5.20 portofrei. Eine aufklärende Broschüre erhalten Sie auf Anfrage kostenlos. Bestellen Sie heute noch bei: **Drauns & Stora**, Berlin W 15/K 3, Kurfürstendamm 46. Postfachkonto: Berlin Nr. 102 441.

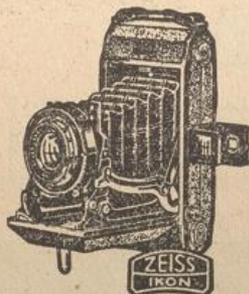


**Kein erfreulicher
Anblick -**

aber er kann nicht widerstehen, weil der Juckreiz zu groß ist. Er bringt seine tadellose Frisur in Unordnung und ständig abfallende Schuppen verunreinigen und beflecken die Kleidung. Kopfschuppen — als Vorbote einer Erkrankung der Kopfhaut — ersticken Ihren gesunden Haarwuchs durch Verstopfen der Poren, sie zerstören Ihr jugendliches Aussehen durch frühzeitigen Haarausfall. Beugen Sie rechtzeitig vor und bekämpfen Sie diese Plage und die unangenehmen Begleiterscheinungen mit Entrupal-Schuppenwasser. Schon nach kurzem Gebrauch zeigt sich die Wirkung: Der Juckreiz läßt nach und verschwindet allmählich, die Kopfhaut wird wieder geschmeidig und das Haar lockert und glänzt. — Beschleunigt und unterstützt wird die Wirkung durch den Gebrauch der flüssigen Entrupal-Haarwaschseife, die bei regelmäßiger Anwendung der Bildung von Kopfschuppen vorbeugt.

ENTRUPAL-Schuppenwasser

Schuppenwasser Fl. 2.47. Flüssige Haarwaschseife Fl. 1.58 (ausreichend für ca. 15 Haarwäschen). Erhältlich in Fachgeschäften. Prospekte kostenlos. **Elefanten-Apotheke, Berlin, Leipziger Str. 74**



**29-
Mark**

Ungeküßte Skandin

bereitet die wundervolle Springkamera Nettar 6x9 für RM 29.-, bei RM 6.- Anzahlung, Rest RM 5.- monatlich, 5 Tage zur Ansicht. Bei Nichtkauf Geld zurück. Auch viele andere Modelle enthält der neue, kostenlose Hauptkatalog C 3 vom

PHOTO-PORST

Der Welt größtes Photohaus
NURNBERG-O 3



**Je
besser ein Fahrrad,
umso billiger ist es!**

Man fährt bequemer, hat weniger Mühe, weniger Anstrengung! Das Fahrrad hält länger, spart Reparaturen und Kosten!

Das wichtigste Organ im Rade ist die Freilauf-Bremsnabe. Sie bewirkt den Antrieb, den Freilauf, die Bremse. Von ihr hängt ab die Leichtigkeit des Laufs, sowie die Wirksamkeit der Bremse.

Scheuen Sie sich daher nicht, für die Nabe den höchsten Preis anzulegen! Wählen Sie

**Torpedo
FREILAUF**

**Sie hat in der Welt den Ruf
höchster Vollkommenheit!
Sie macht sich mehr als bezahlt!**



„Mit dem Waschen geht es nicht mehr, mein Kaiser“, stammelt der Tambour, und streckt seine Hände vor — vier Finger fehlen.

„Was machst du denn bei den Trommeln?“

Da steckt der Tambour die restlichen Finger in den Mund, einen nach dem andern, und zieht sie heftig wieder heraus. Die Barden knallen wie Propfen von Champagnerflaschen. Er macht das Zischen der Flintenkugeln nach, das Säusen der Kanonentugeln, das Zerplatzen der Haubitzen. Er macht mit den verstellten Fingern und dem losen Schnabel höllischen Lärm. Unterdrücktes Lachen hüpfen von Mann zu Mann die Reihen entlang. Über dem Grenadier rollt dabei eine Träne über die Wange, glitzert zum roten Schnurbart. „Ich bin hier nur der Spaßmacher, mein Kaiser!“

„Trägst du deshalb das Kreuz nicht, das du zu Boulogne von mir empfangen hast?“ Es klingt wie ein Vorwurf.

„Ich trage es auf der nackten Brust. Ein Kaiserlicher schlug es mir bei Eßlingen in Stülde. Mit dem Säbel. Eure Majestät wissen wohl, wo Ihnen der Hut vom Kopfe geschossen wurde. Die Stülde habe ich in einem Leinensäckchen. Die Stülde von meinem Kreuz und Ihrem Hut.“

„Um . . . Ja, sehen Sie, meine Herren“, wendet sich da der Kaiser zu den Offizieren seines Stabes, „Castagnet und ich sind alte Bekannte. Nur ist es ein gutes Stück Zeit her, seitdem wir uns zuletzt gesprochen. Er ist ein bißchen sonderbar, der alte Kamerad. Ließen Sie deshalb seine Beförderung vergessen?“

Mit diesen Worten nimmt der Kaiser sein eigenes Kreuz von der Brust und befestet es an die schmutzige Uniform des alten Gardisten.

Er winkt dem Obersten.

Als der Oberste das Zeichen mit dem Degen gibt, wirbeln die Trommeln Sturm und die Kolonne steht wie gemeißelt. Der Oberste führt den Ritter der Ehrenlegion vor die Front des Regiments und ruft

mit laut tönender Stimme: „Im Namen des Kaisers zur Gerechtigkeit des ganzen Korps! Ich verkünde euch, der Sergeant Castagnet ist zum Unterleutnant in eurem tapferen Regiment ernannt.“

Trompeter blasen eine Fanfare. Die Front präsentiert das Gewehr.

Nochmals winkt der Kaiser dem Oberst. Der Oberst schwingt den Degen übers Haupt und abermals wirbeln die Trommeln. „Im Namen des Kaisers dem Zeugnis aller Kameraden! Ich mache euch bekannt, der Unterleutnant Castagnet ist zum Leutnant in eurem tapferen Regiment ernannt.“

Castagnet traut seinen Ohren nicht. Seine Augen suchen den Kaiser. Napoleons Gesicht ist unbewegt.

Zum drittenmal wirbeln die Trommeln und zum drittenmal erhebt der Oberst seine Stimme: „Im Namen des Kaisers in Anerkennung besonderer Leistung! Leutnant Castagnet ist zum Kapitän ernannt.“

Die Fanfaren überschlagen sich. Und Castagnet steht lächerlich läppisch da und die Tränen wollen nicht mehr im Schnauzbart hängen bleiben, ziehen helle Streifen übers schmutzige Kinn.

Da reitet Napoleon zu ihm hin und sagt laut, daß es die verlegenen Offiziere und die stolzen, alten Gardisten hören können: „Kapitän Castagnet! Spasmacher Eures Regiments ist ab heute ausschließlich nur der Feind.“ Und leiser, nur für Castagnets Ohren bestimmt: „Laß dir aber ein frischgewaschenes Hemd holen, bevor du die neue Uniform anlegst!“

Als ob nichts geschehen wäre, bringt Napoleon seinen weißen Uraber Marengo in Bewegung und setzt die Defilierung fort. Und keiner ahnt, daß es die letzte Parade ist, daß man zum letztenmal den Kaiser gesehen hat.

Sechs Wochen später. Da bringt man auf Betreiben der vereinigten siegreichen Mächte den geschlagenen Korsen zur Insel Elba. Aber er ist nicht verlassen. Sechshundert Mann der alten Garde sind ihrem Kaiser freiwillig in die Verbannung gefolgt, geführt — von Kapitän Castagnet.



**Wer
ein Krafffahrzeug braucht,
denkt zuerst an
SACHS-MOTOR!**

Jeder kann sich heute ein Krafffahrzeug anschaffen, doch mit dem Kauf allein ist's nicht getan, auch der Betrieb kostet Geld!

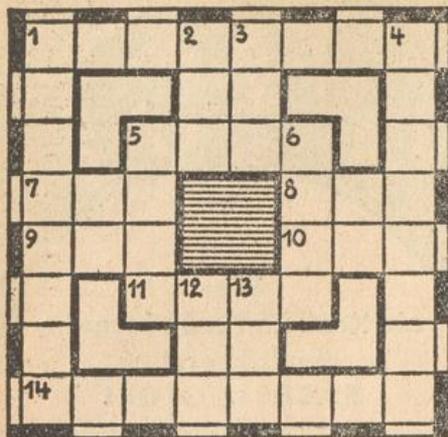
»Sachs« oder »Saxonette« dagegen kann auch der sich halten, dessen Mittel nur bescheiden sind. Man braucht keine Garage, nur 1 Pfennig kostet der Kilometer an Brennstoff.

Dabei macht »Sachs« oder »Saxonette« alle Wege, in der Stadt wie auf dem Lande, paßt für die Frau wie für den Mann, dient jedem Beruf, gibt Sport und Erholung — und ist unverwüßlich.

**SACHS-MOTOR ist das Kraff-
fahrzeug, das die wenigsten
Umstände und Kosten macht!**



Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Gartenfrucht, 5. Strand von Venedig, 7. Musikstück für zwei Personen, 8. römischer Sonnengott, 9. Eingang, 10. Zeitabschnitt, 11. altes Längemaß, 14. Schmuckstück.

Senkrecht: 1. Wäschestück, 2. geographischer Begriff, 3. Schwur, 4. weibl. Vorname, 5. Güterwagen, 6. Nebenfluß der Elbe, 12. Schicksal, 13. Ferment.



Die gesunde deutsche
Familie

ist der ewige Quell der
Nation! Ihr hilft Du
als Mitglied der
N.S. Volkswohlfahrt.

DES LÄHRER HINKENDEN BOTEN HAUSBÜCHEREI • BAND II

In Vorbereitung!

Deutsche Heilpflanzen

von Eugen Hornung

128 Seiten. Preis kartoniert etwa RM 1.40

Seit Jahren ist man sich darüber klar, daß die Kenntnis der wichtigsten deutschen Heilpflanzen einem möglichst großen Kreis des deutschen Volkes aus verschiedenen Gründen in das Bewußtsein gerufen werden müsse, und zwar in einer Form der Darstellung, die jedem, auch dem wissenschaftlich ungeschulten Leser unbedingt verständlich ist, ihm Interesse an der Materie abnötigt und ihn veranlaßt, sich der durch die Lektüre gewonnenen Erkenntnisse zu bedienen. Die Zahl der guten sowohl wissenschaftlich als auch allgemein verständlich gehaltenen Kräuterbücher ist nicht gering, sehr gering aber die Zahl derjenigen, die bei anerkannter Güte auch nur einigermaßen aus wirtschaftlichen Gründen — für den minderbemittelten Interessenten in Frage kommen können. Mit der vorliegenden, bei aller Wissenschaftlichkeit völlig allgemeinverständlichen Schrift dürfte diesem Mangel begegnet sein. In geradezu mustergründiger, vielleicht einmaliger thematischer Anlage hat der Verfasser dreißig der zum Teil meist bekanntesten deutschen Heilpflanzen behandelt, die — mit wenigen Ausnahmen — wildwachsend, teilweise als Unkräuter vorkommen, ein Vorzug, der es jedermann ermöglicht, am Rand dieses Buches selbst einen kleinen, aber trotzdem durchaus ausreichenden Heilmittelschatz zu sammeln und diese Mittel richtig anzuwenden. Anlaglich trifft jedes Heilkraut dem Leser in geschichtlicher, ethnologischer, ethymologischer, botanischer und medizinischer Betrachtung entgegen, so daß mithin eine reiche Fülle des Interessanten und Wissenswerten vor ihm ausbreitet wird. Jede Heilpflanze ist in einem sowohl zeichnerisch sehr gut ausgearbeiteten als auch ungemein naturgetreu wirkenden Bilde festgehalten, gewiß ein weiterer, dem Leser hochwillkommener Vorzug des Buches.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

M. SCHÄUBENBURG, Verlagsbuchhandlung, LAHR i. Schwarzwald